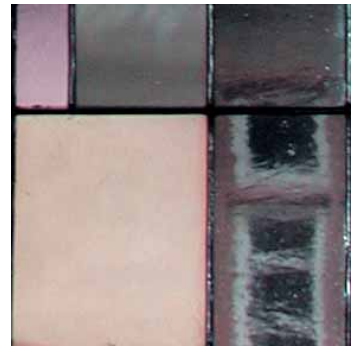
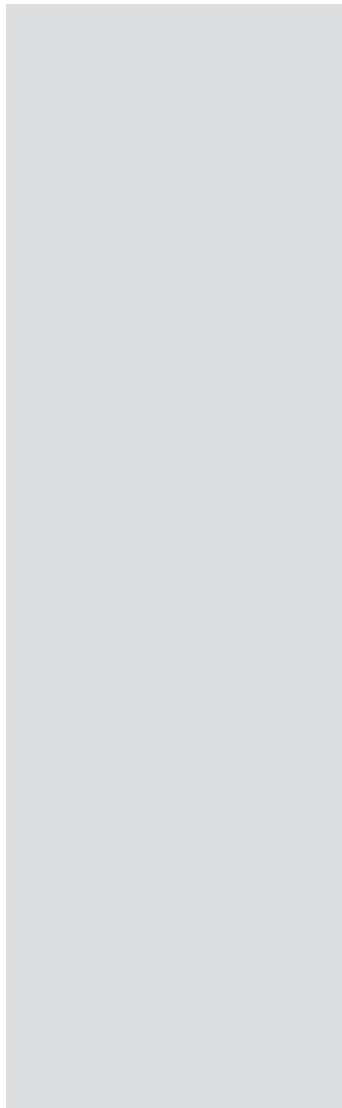


konturen



rothenfelser  
burgbrief 02/03

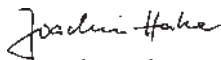




## Editorial

*Ehrfurcht ist eine zentrale religiöse Haltung. Sie ist - nach einer Formulierung Max Schelers - jene scheue, fast schamhafte Aufmerksamkeit, in der man noch etwas hinzu wahrnimmt, das der Ehrfurchtslose nicht mehr sieht: einen weiteren Horizont, eine andere Perspektive und eine vertiefte Innenansicht der Welt, Gottes und seiner selbst. Sie ist die Überwindung einer oberflächlichen, leeren und spärlichen Blindheit und Ahnung ungehobener Schätze und Reichtümer gerade auch der eigenen religiösen Überlieferung.*

*Der Mangel an Ehrfurcht ist gegenwärtig ein oft erhobener Vorwurf im Streit um die rechte Lehre und Liturgie. Es sind meist Traditionalisten und Religionspessimisten, die die Ehrfurcht in moralisch-gehobenem Ton einfordern. Dieser Vorwurf überzeugt nicht und offenbart ein Fehlen religiöser Sensibilität. „Die inneren Gesetze unseres Geistes - so wiederum Scheler - bürgen dafür, daß wir hier keinerlei moralistischer Ermahnungen, sei es für, sei es gegen die Ehrfurcht, bedürfen.“ Ehrfurcht ist keine moralische einklagbare Haltung - sie ist mehr und weit kostbarer. Insofern läßt sich Ehrfurcht nur pflegen und schützen. Der Aufruf zur Ehrfurcht greift daneben.*



Ihr Joachim Hake

- 3 Jan-Heiner Tück  
Das Gericht Jesu Christi
- 10 Gotthard Fuchs  
Komm ich aus der Leere voll
- 11 Egbert Ballhorn  
Randglosse zur Bibel
- 15 Kulturkampf?  
Martin Mosebach in der Diskussion
- 16 Thomas Sternberg  
Kurieren an Symptomen
- 18 Gunda Brüske  
Ein illegitimer Sproß der liturgischen Bewegung
- 20 Alex Stock  
Mosebach anhören?
- 22 Marianne Regnier  
Nur der ängstliche Blick der Gemeinde
- 23 Benedikt Kranemann  
Geschichtsvergessener Ästhetizismus
- 25 Corona Bamberg OSB  
Zwei benediktinische Anfragen
- 28 Irmtraud Fischer  
Gotteskünderinnen
- 30 Mitgliederversammlung
- 32 Vorstand und Burgrat
- 34 Morgenröte des Barock  
Tanz im 17. Jahrhundert
- 35 Für Sie vorgestellt

### Impressum

konturen.  
rothenfelser burgbrief

Herausgeber:  
Vereinigung der Freunde  
von Burg Rothenfels e.V., 97851 Rothenfels

Redaktion: Joachim Hake

Mitarbeit:  
Dr. Meinulf Barbers, Gerburg Crone,  
Dr. Gotthard Fuchs

Layout: Gernot Schüll  
Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Auflage: 2000  
Schüll-Druck Marktheidenfeld

# Das Gericht Jesu Christi

Zur Wiederkehr  
eines verdrängten  
Motivs



■ Ein erster Zugang:  
Zur Vorläufigkeit und  
Unverzichtbarkeit

## theologischer Rede vom Gericht

Nur mit größter Vorsicht kann ein Theologe sich dem Thema Gericht nähern. Er darf nicht so tun, als könne er sich aus der Geschichte herauskatapultieren und gleichsam mit dem Auge Gottes das unübersichtliche Geflecht menschlicher Freiheits-, Leidens- und Schuldgeschichte überblicken und beurteilen. Das Gericht, das der Glaube erwartet, lässt sich nicht vorwegnehmen, so dass sich die Frage aufdrängt, ob man überhaupt angemessen über das Gericht sprechen kann, wenn man selbst noch nicht durch es hindurchgegangen ist. Wie will man *in* der Geschichte und *unter den Bedingungen* der Geschichte das *Ende* und die *Vollendung* der Geschichte zum Thema machen, ohne sich den Vorwurf einer vorwitzigen Vorwegnahme des jüngsten Gerichts zuzuziehen?

Das Nachdenken über eschatologische Fragen steht zweifellos unter dem Vorbehalt der Vorläufigkeit und Unzulänglichkeit. Dennoch wäre es falsch, aus der theologischen Not eine Tugend zu machen und einer *eschatologia negativa* das Wort reden, die sich mit Wittgensteins Satz aus der Verantwortung stiehlt: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“<sup>1</sup> Würde sich die Theologie tatsächlich ein Schweigegebot im Blick auf eschatologische Fragen auferlegen, brächen dort gähnende Leerstellen auf, wo es um den letzten Sinn menschlicher

Existenz, ja um nichts geringeres als die Vollen- dung von Welt und Ge- schichte geht. Leerstellen werden aber bekanntlich schnell von Ersatzvor- stellungen aufgefüllt, sei es, dass politische Ideolo- gien sich das Deutungs- monopol über die Ge- schichte anmaßen und bestimmen, was als gut und was als böse zu gel- ten hat; sei es, dass Mili- täroperationen mit dem Titel *infinite justice* versehen werden, als könne das Reich der Gerechtig- keit bereits auf Erden in-

stalliert werden; sei es, dass biopolitische Maßnahmen sog. Experten gestatten, dar- über zu befinden, welches menschliche Leben als lebenswert einge- stuft werden kann und wel- ches nicht, um durch Sele- ktion den genetisch perfekten Menschen zu züchten. Die Versuchung des Menschen, im Zeitalter „nach dem Tod Gottes“ die Stelle der letzten Instanz eigenmächtig zu besetzen, ist groß. Um so wichtiger ist der *theologische* Ein- spruch, der gerade aus einer gewissen End- lichkeitskompetenz, also aus der Einsicht in die Vorläufigkeit menschlichen Denkens an- gesichts von Ende und Vollendung, seine kritische Kraft bezieht.

Das Nachdenken über letzte Fragen ist aber auch deshalb unverzichtbar, weil das Hoffnungs- und Sinnpotential des christlichen Glaubens angesichts der diffusen neu- religiösen Gemengelage heute entschieden zur Geltung gebracht werden muss. Wo letzte Fragen angesprochen werden, geht es um den Menschen selbst. „Sage mir, was du vom Leben erwartest, und ich sage dir, wer du bist“, ließe sich Goethes be- kannte Sentenz für unseren Zusammenhang variieren. Aber mit dem Hoffnungs- und Sinnpotential, das in der christlichen Rede vom Ge-

Nachdenken  
über  
letzte Fragen

<sup>1</sup> L. WITTGENSTEIN, Tractatus logico-philosophicus, in: DERS., Schriften Bd. 1, Frankfurt am Main 1963, 85.

richt aufbewahrt ist, bin ich bereits mitten im Thema. Daher:

### Ein zweiter Zugang: Zur Wiederkehr eines verdrängten Motivs

Wo vom Gericht Jesu Christi die Rede ist, stellen sich unweigerlich *Bilder* ein. Über Jahrhunderte war wohl das folgende dominant: Christus in richterlich-triumphaler Pose auf einem Thron oben; ihm zu Füßen auf der rechten Seite die zum ewigen Leben Berufenen, oft in blühender Jugendlichkeit dargestellt, auf der linken die zur ewigen Hölle Verdammten, mit qualentstellten Gesichtern und schmerzverzerrten Leibern. Gerade die Inszenierung der Leiber sollte augenfällig machen, welchen Lohn ein tugendhaftes und welche Palette an Strafen ein lasterhaftes Leben zu erwarten hat. Unzählige Male ist dieses Bildprogramm durch Künstler umgesetzt worden, es ist ein in vielen Variationen durchgespielter Topos christlicher Ikonographie.<sup>2</sup> Die moralisch-katechetische Instrumentalisierung dieses Bildprogramms dürfte indes nicht ganz unschuldig daran sein, dass das Thema Gericht seit den 60er Jahren zunehmend in den Hintergrund gedrängt wurde. Allzu oft wurde die duale Logik von Lohn und Strafe, wie sie in diesen Gerichtsdarstellungen scheinbar ungebrochen visualisiert wurde<sup>3</sup>, in Pastoral und Katechese zur Droh- und Einschüchterungskulisse verwendet. Es wurde eingeschärft, wer die göttlichen Gebote nicht beachte und den Lehren der Kirche nicht folge, ziehe sich das Strafgericht zu. Die religiösen Biographien älterer Menschen sind von den Folgen dieser Drohpastoral teils geradezu traumatisiert. Abwehrreaktionen und beißende Kritik - man denke nur an die *Gottesvergiftung* von Tilman Moser - sind die Folge gewesen.

Und in der Tat: Wird die definitive Scheidung in Gute und Böse am jüngsten Tag wirklich der Komplexität der gelebten Freiheitsgeschichte gerecht? Finden sich nicht in jeder Biographie Momente gelungenen und verfehlten Handelns? Wird die Vielschichtigkeit der neutestamentlichen Gerichtsbot-

schaft nicht einseitig verkürzt, wenn sie auf die eschatologische Scheidung zwischen Guten und Bösen reduziert wird? Wie steht es mit dem religionskritischen Verdacht, dass hier menschliche, allzu menschliche Ressentiments und angestaute Vergeltungsgefühle ins Jenseits projiziert werden? Denken wir nur daran, dass sich Tertullian die Höllenqualen der Heiden als ein triumphales Spektakel ausmalte<sup>4</sup>, dass noch Dante (1265-1321) in seiner *Divina commedia* viele seiner Gegner ins *Inferno* versetzt hat<sup>5</sup>, genauso wie sich Künstler an missliebigen Auftraggebern dadurch revanchiert haben, dass sie diese auf die Seite der Verlorenen platziert haben.

### Scheidung in Gut und Böse

Eine überzogene, oft krankmachende Drohpastoral verdient Kritik. Allerdings ist von manchen seit den 70er Jahren eine allzu simple Gegenstrategie verfolgt worden, die zu einer erschreckenden Banalisierung des Gottesbildes geführt hat. Das unbequeme Gerichtsmotiv wurde zur Seite geschoben, die Vorstellung der Hölle als unzeitgemäß verabschiedet, der Zorn Gottes als anthropomorph entlarvt. In der pastoralen Verkündigung dominierte und dominiert wohl bis heute weithin das Bild eines liebenden und allzeit gütigen Gottes, der eine bürgerlich saturierte Christenheit nicht mehr befragt, sondern vor allem bestätigt. Vergessen wurde, dass gerade ein Gott, der die Liebe, gegenüber menschenverachtendem Unrecht nicht gleichgültig bleiben kann. Wer die Gnade für alle garantieren und das *Entrebillet* in den Himmel schon hier und heute verteilen zu können glaubt, unterläuft nicht nur den Ernst der

<sup>2</sup> Vgl. A. STOCK, Poetische Dogmatik, Bd. 4: Figuren, Paderborn 2001, bes. 165-212.

<sup>3</sup> Zurecht warnt STOCK: „Weltgerichtsbilder als pure Instrumentalisierung einer klerikalen Verhängungsmaschinerie zu denunzieren, gehört zu den Rückspiegelverzerrungen der Geistesgeschichte.“ (a.a.O., 186) Man denke nur daran, dass das byzantinische Motiv der Deesis, welches Christus, den Richter, zwischen den fürbittenden Maria und Johannes zeigt, vielfach auch in westlichen Gerichtsdarstellungen übernommen wurde.

<sup>4</sup> Vgl. A. KESSLER, Tertullian und das Vergnügen in De Spectaculis, in: FZPhTh 41 (1994) 313-355.

<sup>5</sup> Vgl. DANTE ALIGHIERI, Divina commedia: Inferno, Canto VI, 79ff; VIII, 31-60; X, 31ff; XII, 111 u.ö.

menschlichen Freiheitssituation, sondern verharmlost auch auf unverantwortliche Weise das biblische Zeugnis von Gott.<sup>6</sup>

So nimmt es kaum wunder, dass sich in jüngster Zeit Stimmen mehren, die ein gewisses Unbehagen „am lieben Gott“ zum Ausdruck bringen. Die Fremdheit Gottes müsse wieder entdeckt, das Mysterium seiner Transzendenz vor einer Verniedlichung geschützt werden<sup>7</sup>, auch gelte es die befreiende Dimension des Gerichts und das anstößige Motiv des Zornes Gottes neu zu bedenken.<sup>8</sup> Gerade angesichts himmelschreiender Unrechts-erfahrungen müsse an die Verheißung universaler Gerechtigkeit erinnert werden, Gebetsformen wie Fluch und Vergeltung dürften nicht vorschnell tabuisiert werden.<sup>9</sup> Vor diesem hier nur holzschnittartig skizzierten Hintergrund möchte ich die Gelegenheit nutzen, um auf einige Aspekte des Tagungsthemas „*der kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten*“ hinzuweisen. Meine Überlegungen orientieren sich an den einzelnen Momenten dieser Aussage, wenn sie zunächst die *Parusie Christi* in den Blick nehmen (1), dann das *Gerichtsgeschehen* selbst näher thematisieren (2) und schließlich auf die *alle Lebenden und Toten* einschließende Reichweite des Gerichts eingehen (3).

### 1. „... der kommen wird“ - oder: Annäherung an das Motiv der Parusie Christi

George Steiner hat neulich die Frage aufgeworfen: „Wer außer Fundamentalisten erwartet heute das tatsächliche Kommen eines Messias?“<sup>10</sup> Diese Frage lässt sich auch auf die Parusie Christi beziehen. Hat man nicht lange genug vergeblich auf die Wiederkunft gewartet? Ist die Naherwartung der frühen Kirche nicht längst verglüht und angesichts der fortlaufenden Geschichte obsolet geworden? Handelt es sich bei der Parusievorstellung nicht um bare Mythologie? Soll man sich heute - nach der Überwindung des kosmologischen Weltbilds der Antike - die Parusie Christi wirklich im Sinne der synoptischen Apokalypsen so vorstellen, dass der Menschensohn auf den Wolken des Himmels daherkommt



und der Geschichte der Menschen ein Ende setzt? Rückt er erneut in die Koordinaten von Raum und Zeit ein, oder

kommt er bei uns an, indem wir bei ihm ankommen (KARL RAHNER)?

Diese Fragen, die auf eine hermeneutisch verantwortbare Rede vom Kommen Christi zielen, seien hier nur angerissen, ohne schon mögliche Antworten anzudeuten.<sup>11</sup> Festhalten möchte ich an dieser Stelle lediglich, dass der Glaube an die Parusie Christi, wie immer man sich diese näher vorstellen mag, eine *bestimmte Zeitvorstellung* einschließt. Das Credo spricht im *Futur*, es behauptet, dass sich in *Zukunft* Entscheidendes ereignen wird. Damit sprengt es eine Aktualitätsversessenheit auf, die in ihrem krampfhaften

<sup>6</sup> Eine solche Eliminierung des göttlichen Gerichts aus der Verkündigung korrespondiert der Tendenz, in Fragen der Lebensgestaltung keinen anderen Richter mehr gelten zu lassen als sich selbst. Zur Tribunalisierung der alltäglichen Lebenswelt sowie dem Entlastungsbedarf, den diese erzeugt vgl. J.B. METZ, Vergebung der Sünden. Theologische Überlegungen zu einem Abschnitt aus dem Synodendokument „Unsere Hoffnung“, in: StdZ 195 (1977) 119-128.

<sup>7</sup> Vgl. W. GROB/K.-J. KUSCHEL, „Ich schaffe Finsternis und Unheil!“ Ist Gott verantwortlich für das Übel?, Mainz 1992; Th. RUSTER, Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion (QD 181), Freiburg-Basel-Wien 2000.

<sup>8</sup> Vgl. R. MIGGELBRINK, Der zornige Gott. Die Bedeutung einer anstößigen biblischen Tradition, Darmstadt 2002. Dazu meine Besprechung: Unbehagen am „lieben Gott“. Ralf Miggelbrink rehabilitiert den Zorn Gottes, in: NZZ vom 11. Juli 2002 (Nr. 158), S. 59.

<sup>9</sup> E. ZENGER, Ein Gott der Rache? Feindpsalmen verstehen, Freiburg 1998.

<sup>10</sup> G. STEINER, Grammatik der Schöpfung. Aus dem Englischen von M. Pfeiffer, München-Wien 2001, 15.

<sup>11</sup> Man muss hier mit Walter KASPER auf die Inkommensurabilität von Geschichtszeit und Vollendung hinweisen: „So wie die Welt nicht in der Zeit, sondern mit der Zeit geschaffen wurde, so wird sie bei der Neuschöpfung nicht in der Zeit, sozusagen an einem Kalendertag X, sondern mit der Zeit vollendet. So wenig der Anfang einfach der erste Punkt einer Zeitlinie ist, so wenig ist das Ende einfach der letzte. Insofern gibt es keine letzte Generation, die der Ankunft Christi sozusagen zuschauen kann. Alles wird vielmehr geschehen wie der Blitz. Es geht bei der Parusie nicht um ein erneutes Einrücken Christi in die Zeit, sondern um das herrscherliche Umgreifen und Durchdringen aller Zeit, das verborgen bereits in Kreuz und Erhöhung geschehen ist, dann aber in Herrlichkeit offenbar sein wird.“ DERS., Die Hoffnung auf die endgültige Ankunft Jesu Christi in Herrlichkeit, in: P. HENRICI/J. RATZINGER (Hg.), Credo. Ein theologisches Lesebuch, Köln 1991, 209-224.

Bemühen, *up to date* zu sein, ebenso gedächtnis- wie letztlich hoffnungslos ist. Gegenüber einer gewissen Erschöpfung messianischer Erwartung, die sich alltagssprachlich im Schwund von Futur- und Konjunktivformen beobachten lässt, setzt es auf einen *Adventus*, der das Vergangene nicht in Ruhe lässt und gerade dadurch den Hoffnungslosen Hoffnung gibt. Es widerspricht einer Geschichtsmüdigkeit, die MARIO WIRZ<sup>12</sup> jüngst in einem Gedicht exemplarisch zum Ausdruck gebracht hat:

So  
So vergehen wir  
ausweglos  
von Anfang an  
gehen wir  
vorbei  
schlaftrunken vor dem  
Gelächter der Sterne  
manchmal ein Luftsprung  
So  
geht alles weiter  
niemand hört  
wie Gras über  
unsere Geschichte  
wächst.

Dieser von einem gewissen Fatalismus unterströmten Geschichtssicht, nach der es kein Finale der Zeit zu geben scheint und „niemand hört, wie Gras über unsere Geschichte wächst“, setzt das Credo die Hoffnung entgegen, „dass er kommen wird“. Auch wenn offen gelassen wird, *wann* und *unter welchen Umständen* dieser *Adventus* stattfindet - und der Verzicht auf Terminspekulationen und apokalyptische Ausmalungen des Endgeschehens sei hier ausdrücklich festgehalten - hält das Credo die Provokation einer befristeten Zeit wach, in der gerade das noch Unabgegoltene und Ausstehende zu seinem Recht kommt. „Wer christlich zu denken glaubt“ - formuliert drastisch der jüdische Religionsphilosoph Jacob Taubes - „wer christlich zu denken glaubt und dies ohne Frist zu denken glaubt, ist schwachsinnig.“<sup>13</sup> Das Credo sagt aber nicht nur, dass die Zeit befristet ist, es sagt auch, dass das Omega der Geschichte einen *Namen*, ja ein Gesicht haben wird, Jesus Christus. Der Kommende ist der, den wir schon kennen oder besser: in

dem Maße kennen, als wir seinen Fußspuren folgen.<sup>14</sup> Das Ende ist also nicht einfach katastrophischer Abbruch oder anonymes Verhängnis, eine Vorstellung, die man auch unabhängig von theologischen Überlegungen unter Verweis auf apokalyptische Krisenindikatoren wie Krieg, Seuchen, Umweltkatastrophen, Ressourcenknappheit, Bevölkerungsexplosion etc. hegen könnte. Nein, am Ende der Geschichte steht - nimmt man das Credo ernst - *die für alle alles entscheidende Begegnung mit dem auferweckten Gekreuzigten*: „Denn wir alle müssen vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden, damit jeder seinen Lohn empfängt für das Gute oder Böse, das er im irdischen Leben getan hat.“ (2 Kor 5,10)<sup>15</sup>

## 2. „zu richten“ - oder: das Gericht als Prozess, in die Wahrheit zu kommen

Mit dieser Vorstellung einer persönlichen Konfrontation mit Jesus Christus und seinem Gericht widerspricht der Glaube der letztlich zynischen Devise, dass „die Weltgeschichte das Weltgericht“ ist.<sup>16</sup> Wäre die Weltgeschichte tatsächlich das Weltgericht, bekämen die Recht, die sich durchgesetzt haben; für die Freiheitsgeschichte würde wie im Bereich der Natur das darwinistische Prinzip des *survival of the fittest* gelten. Für die Opfer gewaltsamen Unrechts gäbe es keine Hoffnung, sie hätten keine Appellationsinstanz, an die sie ihre Klagen und Schreie wenden könnten, sie würden im Mahlstrom der Geschichte untergehen.

Doch streifen wir kurz die große Gerichtsrede des Matthäus (Mt 25, 31-46), welche die eingangs erwähnten Bildprogramme maß-

<sup>12</sup> Vgl. F.A.Z. vom 31. März 2003 (Nr. 76), S. 35.

<sup>13</sup> Zitiert nach J. MANEMANN (Hg.), *Befristete Zeit* (Jahrbuch Politische Theologie 3), Münster 1999, IV. Vgl. auch den Dokumentationsband: *Ende der Zeit? Die Provokation der Rede von Gott*, hg. von T.R. Peters und C. Urban, Mainz 1999.

<sup>14</sup> Vgl. dazu H.U. VON BALTHASAR, *Kennt uns Jesus - kennen wir ihn?*, Einsiedeln 1980.

<sup>15</sup> „Alles Gericht hat er dem Sohne übertragen“ (Joh 5,22). Vgl. aber auch Röm 14,10.12: „Wir werden alle vor dem Richterstuhl Gottes antreten .. Also muss jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft ablegen.“

geblich inspiriert hat. Hier wird anschaulich gezeigt, was der kommende Menschensohn tun wird. Er wird sich auf den Thron der Herrlichkeit setzen und über *alle Völker* Gericht halten. Wie ein Hirte scheidet er die Menschen in die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken, die einen werden das Reich erben, für die anderen ist die ewige Hölle vorgesehen.<sup>17</sup> *Der Maßstab* des Gerichts wird ebenfalls präzise angegeben: wie sich ein jeder gegenüber seinem hilfsbedürftigen Nächsten verhalten hat, so hat er sich auch Christus gegenüber verhalten. Diese Urteilsbegründung erfolgt für die Gerichteten völlig überraschend und provoziert ihre Rückfrage: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und gespeist ....“ (Mt 25, 37-39). Doch Christus, der Richter, bestätigt nur noch einmal das Hören auf die Autorität der Bedrängten als Kriterium des Gerichts: „Amen ich sage euch, was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40). Die Werke der Barmherzigkeit sind es, auf die es ankommt. Wer sich mit den Notleidenden und Hilfsbedürftigen identifiziert, der identifiziert sich, ob er es weiß oder nicht, mit Christus, der selbst mit allen Notleidenden unbedingt solidarisch geworden ist.<sup>18</sup> Über diese doppelte Identifikation - einerseits die *Christi* mit den Armen und Bedürftigen, andererseits *die der Hilfsbereiten* mit Christus - ließe sich noch manches zur Vertiefung sagen.

Hier möchte ich nur auf die drängende Mahnung hinweisen, den Anruf des bedürftigen Nächsten nicht zu ignorieren, sondern die Werke der Barmherzigkeit zu üben, also die Hungernden zu speisen, den Fremden und Obdachlosen Asyl zu gewähren, die Nackten zu kleiden, die Kranken und Gefangenen zu besuchen. Es ist keineswegs gleichgültig, wie wir hier und heute leben: *am Ende erwartet uns nicht Desinteresse oder Vergessen, sondern eine Person, die unser Leben befragt*. Damit wird die Zeit unendlich qualifiziert: Jeder Augenblick hat bleibendes Gewicht. In der Zeit reift, was mehr ist als Zeit. Schon heute entscheidet sich im Eingehen oder Nichteingehen auf den Anruf des anderen, wie der Mensch am Ende vor Christus dastehen wird. Und Christus, von dem es heißt, dass er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (vgl. Joh

14,6), wird am Ende alle mit der Wahrheit ihres Lebens konfrontieren. Aber was heißt hier Wahrheit?

Um das zu erläutern, gibt das griechische Wort für Wahrheit - *aletheia* - zwei Hinweise an die Hand, die m.E. für die theologische Interpretation des Gerichtsgeschehens aufgenommen werden können. Zum einen bezeichnet es „Unverborgenheit“: Das Verborgene, das Abgedrängte, das Dunkle kommt ans Licht. Schon bei Paulus heißt es vom kommenden Herrn, dass er „das Verborgene der Finsternis aufhellen und die Absichten der Herzen offenbar machen wird“ (1 Kor 4, 5). Zum anderen ist der *a-letheia* die Negation des Vergessens eingeschrieben. Am Ende steht nicht Lethe, der mythische Fluss des Vergessens, in dem die menschliche Leidens- und Schuldgeschichte versenkt wird, sondern das Gottesgedächtnis, die *memoria Dei*, die alles aufbewahrt. Der Begriff der eschatologischen Wahrheit zielt demnach nicht auf erkenntnistheoretische Wahrheitsfragen, die im philosophischen Oberseminar zu traktieren wären, sondern zielt auf das, was man die

<sup>16</sup> Vgl. F. SCHILLER: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ (DERS., Sämtliche Werke, Bd. 1, hrsg. von G. Fricke u. H.G. Göpfert, München 81987, 135). Diese Zeile wurde von HEGELS Geschichtsphilosophie eingelöst, die sich ausdrücklich als Theodizee versteht und menschliche Interessen, Leidenschaften, ja Kriege durch die „List der Vernunft“ zu vorläufigen Momenten in eine progressive Freiheits- und Vernunftgeschichte integriert. „Die Aussöhnung [mit dem Negativen in der Geschichte] kann nur durch die Erkenntnis des Affirmativen erreicht werden, in welchem jenes Negative zu einem Untergeordneten und Überwundenen verschwindet“ (DERS., Vorlesungen über Philosophie der Geschichte [Werke, Bd. 12], Frankfurt/M. 1986, 28).

<sup>17</sup> Diese Scheidung ist bereits in der vorchristlichen Antike greifbar. Vgl. VERGIL, Aen. 6, 540-544: „Hier ist der Ort, da der Weg nach beiden Seiten sich spaltet: wo der rechte zur Burg hinstrebt des mächtigen Pluto, führt zum Elysium uns die Bahn. Der linke dort aber straft die Bösen und schickt sie hinab zum Pfuhl der Verruchten.“

<sup>18</sup> Im Judentum findet sich eine gewisse Parallele zu diesem Gedanken, wenn es im Midr Tann zu Dt 15,9 heißt: „Meine Kinder, wenn ihr den Armen zu essen gegeben habt, so rechne ich es euch so an, als ob ihr mir zu essen gegeben hättet.“ Eine gewisse Differenz besteht darin, dass hier die Begegnung mit dem Armen nicht als Gottesbegegnung verstanden wird. - Von CLEMENS VON ALEXANDRIEN ist das schöne Wort überliefert: „Siehst du deinen Bruder, so siehst du Gott.“ Vgl. auch die Erzählung von L. TOLSTOI, Wo die Liebe ist, da ist auch Gott, in: DERS., Sämtliche Erzählungen, Bd. III, hg. von G. Drohla, Frankfurt 1990, 327-341.

„Lebenswahrhaftigkeit“ (JOHANNES BOURS) nennen könnte.

Das Gericht selbst aber ist der Prozess, durch den ein jeder hindurch muss, um in die Wahrheit zu kommen: mit sich, mit den anderen und mit Gott. Und die Aufrichtung dieser Wahrheit - darauf hat Gotthard Fuchs wiederholt hingewiesen<sup>19</sup> - ereignet sich in der dramatischen Konfrontation, also in einem von Angesicht zu Angesicht mit Christus, dem auferweckten Gekreuzigten, vor dessen Blick die Verhärtungen aufweichen, vor dessen

### die Lebenswahrhaftigkeit

Wahrheit alle Lebenslügen zerbrechen. Daher wäre es falsch, das Gericht nach Analogie der menschlichen Justiz zu begreifen, als gehe es hier um ein äußerlich bleibendes Urteil, das Lohn oder Strafe verhängt. Das Innerste liegt offen zutage. Die Rede vom Gericht würde allerdings halbiert, wenn sie nicht mit der Hoffnung auf rettende Barmherzigkeit verknüpft würde. Der Richter, der selbst ungerecht hingERICHTET wurde, wird schon früh als der Retter bezeichnet, der sein Leben für alle hingegeben hat.<sup>20</sup> Er steht an der Seite des Schuldigen, um diesem zu ermöglichen, sich gegen seine Schuld zu stellen, diese zu bereuen und so in die Wahrheit zu kommen. Gleichzeitig steht er den Entwürdigten bei, ihre Scham zu überwinden, ihre Würde wieder zu entdecken und dadurch zu einem neuen Leben zu finden. Die Identifikation Christi mit allen lässt darauf hoffen, dass das Gericht von einer amor iustitiae geleitet ist, die einem jeden gerecht werden will.

Statt mit MARIO WIRZ „Gras über unsere Geschichte wachsen zu lassen“, geht es also im Prozess des Gerichts eher darum, das „Gras der Geschichte auseinander zu schreiben.“ Damit nehme ich eine Wendung aus PAUL CELANS Gedicht Engführung auf, die indirekt darauf aufmerksam macht, dass das Wort „G-R-A-S“ - anagrammatisch, also von hinten nach vorne gelesen - auch „S-A-R-G“ bedeuten kann.<sup>21</sup> Wie aber steht es mit der bedrückenden Frage nach den Särgen der Geschichte, dem Geschick der unzähligen Toten, deren Namen niemand mehr kennt?

### 3. „... die Lebenden und die Toten“ oder zur Hoffnung auf universale Versöhnung

Das Gericht ist ein universales Ereignis, das alle - die Lebenden und die Toten - betrifft. Aber wie viel vergeudetetes Leben gibt es in der Geschichte, wie viel gescheiterte Projekte, wie viel Gewalt, Verhöhnung und Hass, welche Fülle von Vergeblichkeit, Trauer und Tod? Betrachtet man die Geschichte des 20. Jahrhunderts, die bis heute nicht abreißen- de Kette von Kriegen, Krisen und Metzeleien, drängt sich beinahe unabweislich der Eindruck eines Rückzugs Gottes aus der Geschichte auf. Es scheint, als habe Gott sein vornehmstes Geschöpf, den Menschen, sich selbst überlassen, als habe er sich in ein unnahbares Schweigen zurückgezogen. Nimmt man Zeugnisse der Kunst, Literatur und Musik als Seismogramme unserer Zeit, dann scheinen die wichtigsten Stimmen in einer Ästhetik der Negativität zu konvergieren. Man denke an die deformierten Ikonen Giacomettis, den Kommunikationszerfall in den aus Redefetzen montierten Stücken Becketts, die an der Grenze des Hörbaren angesiedelten Kompositionen Morton Feldmanns. Zeitgenössische Kunst - so scheint es - hat eine gewisse Nähe zum Karsamstag, dem Gefühl, dass Gott abwesend, gar zu einem Phantom der Grammatik geworden ist und es keinen Sinn mehr macht, auf ihn zu setzen. Die „Katastrophe“ des Karfreitags liegt hinter uns, völlig ungewiss, ob die befreiende Erfahrung von Ostern vor uns liegt. Hat Gott uns vergessen?

Oder haben wir Gott vergessen? - Haben vergessen, dass Gott uns nicht vergessen hat?

<sup>19</sup> G. FUCHS, Gerichtsverlust. Von der christlichen Kunst, sich recht ängstigen zu lernen, in: KatBl 120 (1995) 160-168.

<sup>20</sup> Vgl. 1 Tim 2, 4f: „Er will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen./ Denn: Einer ist Gott./ Einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen: / der Mensch Christus Jesus, der sich als Lösgeld hingegeben hat für alle.“

<sup>21</sup> Vgl. P. CELAN, Gedichte Bd. 1, Frankfurt, 1991, 95. Zur theologischen Celan-Rezeption vgl. meinen Versuch: „Gelobt seist du, Niemand“. Paul Celans Dichtung - eine theologische Provokation, Frankfurt 2000.

Der christliche Glaube an das universale Gericht behauptet, dass Gott die Lebenden und die Toten vor sich rufen und einem jeden gerecht werden will. Das Gericht, das ich als Prozess des In-die-Wahrheit-Kommens aller mit allen vor Gott verstehen möchte, sagt: Gott gedenkt der Menschen - auch dann, wenn diese ihn vergessen. „Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ (Ps 8,5). Wir „müssen über Jesus Christus denken wie über Gott, wie über den, der Lebendige und Tote richtet. Wir dürfen nicht klein denken von unserer Rettung, denn, indem wir von ihm klein denken, denken wir auch von unserer Hoffnung gering.“ (2 Clem 1,1).

Die Hoffnung auf Rettung, wenn ich das abschließend noch andeuten darf, wirft die Frage auf, ob sich am Ende alle miteinander versöhnen lassen. Denn Rettung durch Gott kann nicht an den Betroffenen vorbei geschehen. Werden aber die Opfer den Tätern vergeben können; und werden die Täter die Wahrheit des Gerichts aushalten können? - angesichts der Gräueltat der Geschichte ein kaum vollziehbarer Gedanke. Und doch ist Christus, der auferweckte Gekreuzigte, nicht nur der Richter und der Maßstab des Gerichts, sondern zugleich der Retter, der den Täter nicht auf die Summe seiner Untaten reduziert, sondern ihm bis in die tiefste Verlorenheit nachgeht, um ihn von ihrer Schuld zu befreien. Ob sein rückhaltloser Einsatz den Täter in seiner steifnackigen Selbstherrlichkeit von innen her zur Umkehr und Reue, ja zum Schrei nach Vergebung bewegen kann, bleibt ungewiss. Die Möglichkeit definitiver Verweigerung bleibt, obwohl Gott - wie die Ohnmacht des Gekreuzigten zeigt - nichts unversucht gelassen hat, die freie Zustimmung der Menschen zur Gabe der versöhnenden Liebe zu erreichen. - Widerfährt aber auch den Opfern durch die eschatologische Begegnung mit dem auferweckten Gekreuzigten Befreiung? Werden die Entwürdigten wieder in ihre Würde eingesetzt, werden die namenlosen Toten der Geschichte erneut bei ihrem Namen gerufen? Können sie am Ende die verggebungsbereite Liebe des Gekreuzig-

### haben wir Gott vergessen?

ten mit vollziehen und in ihren Tätern vergabungsbedürftige Nächste sehen? Die nach den Verbrechen des 20. Jahrhunderts unsäglich erschwerte Hoffnung auf Versöhnung<sup>22</sup> sinkt wohl nur dann nicht auf das Niveau einer billigen Harmonisierungstheologie hinab, wenn die Differenz zwischen Tätern und Opfern sichtbar gewahrt bleibt, mithin den Opfern Gerechtigkeit widerfährt und den Tätern ihre Untaten gleichsam als

Kainsmal eingezeichnet bleiben - wobei zu erinnern ist, dass das Kainsmal ein göttliches Schutzzeichen und keine bestrafende Stigmatisierung darstellt (vgl. Gen 4,15). Aber darin, dass die vergessenen Namen in der memoria Dei nicht vergessen sind und Gott gerade auch seinen untreuen Geschöpfen bis ins Äußerste treu sein will, darin liegt - wie ERIK PETERSON einmal notiert hat - etwas ungemein Tröstliches: „Nur wenn der Name Gottes über uns genannt wird, können wir hoffen, nicht vergessen zu werden. Aus dem Strom der Lethe können wir nur durch die ungezeugte Aletheia, die Gott ist, herausgezogen werden. Wenn Gottes Name über uns genannt wird, so bedeutet das, dass unser Leib ewig sein wird wie der Tempel, über dem Gottes Name genannt wird. ‚Brechet diesen Tempel ab, und ich werde ihn in drei Tagen wieder aufbauen. Das sagte er aber vom Tempel seines Leibes.‘ Wie Gott sich selber nicht vergessen kann, so muss sich in der Auferstehung das Sich-selber-nicht-vergessen-Können Gottes realisieren.“<sup>23</sup>

■ Jan-Heiner Tück

<sup>22</sup> Vgl. vertiefend dazu M. STRIET, Versuch über die Auflehnung, in: H. WAGNER (Hg.), Mit Gott streiten. Neue Zugänge zum Theodizee-Problem (QD 169), Freiburg-Basel-Wien 1998, 48-89; J.-H. TÜCK, Versöhnung zwischen Tätern und Opfern? Ein soteriologischer Versuch, in: Theologie und Glaube 89 (1999) 364-381; O. FUCHS, Unerhörte Klage über den Tod hinaus! Überlegungen zur Eschatologie der Klage, in: Jahrbuch Biblischer Theologie, Bd. 16: Klage, Neukirchen 2001, 347-379.

<sup>23</sup> E. PETERSON, Marginalien zur Theologie und andere Schriften. Mit einer Einf. von B. Nichtweiß, Würzburg 1995, 141.

# Komm ich aus der Leere voll

**Geh ich zeitig in die Leere  
Komm ich aus der Leere voll.  
Wenn ich mit dem Nichts verkehre  
Weiß ich wieder, was ich soll.**

**Wenn ich liebe, wenn ich fühle,  
Ist es eben auch Verschleiß  
Aber dann, in der Kühle  
Werd ich wieder heiß**

Diese leichtfüßigen Verse des altersweisen Bert Brecht erinnern an Alltagsrhythmen auf allen Ebenen der Realität. Der Biorhythmus klingt an: Essen und Erfüllung, Verdauung und Entleerung. Ausatmen und Einatmen - leer werden, um sich neu erfüllen zu lassen. Die Rhythmen in der Natur und im sozialen Bezug sind im Spiel: der abendliche Gang in die Stille der Nacht, um morgendlich gestärkt aufzuerstehen: Abstand gewinnen zum Alltäglichen, Pausen einbauen zum Atemholen, Distanz nehmen um neuer Beziehungen willen - immer dieser eigentümliche Rhythmus von Erfüllung, von Leerwerden, von neuer Erfüllung. Der Moment zwischen Ein- und Ausatmen, das gespannte Innehalten zwischen Aktivität und Kontemplation, zwischen forciertem Engagement und ruhiger Betrachtung, wortwörtlich andächtige Stille, das Nichts: „Wenn ich mit dem Nichts verkehre / weiß ich wieder, was ich soll.“ Auch das Leben des Geistes, auch das Wirken der Liebe – es folgt diesem Rhythmus von Ergreifen und Loslassen, von Inbesitznehmen und Leerwerden. Sich lieben lassen und lieben, forschend entdecken und Einfälle kommen lassen... „Zwischen einer ge-

pflückten Blume und der anderen geschenkten / das unaussprechbare Nichts“ (Giuseppe Ungaretti).

**I.**  
Gerade das Geheimnis von Pfingsten ist tief eingeschrieben in diese Rhythmen der Schöpfung. Auch das Wirken des Gottesgeistes hat seine besonderen Sequenzen. Wer bezeugte das deutlicher als Jesus von Nazareth. „Er lebte ein passives Leben und starb einen aktiven Tod“ (Bernhard von Clairvaux): „Geh ich zeitig in die Leere / komm ich aus der Leere voll“ - welches ein Bild für die Dramen seines Lebens, welches eine Kurzfassung für Karfreitag und Ostern!

Johannes Tauler, der große mystagogische Prediger aus dem Straßburg des 14. Jahrhunderts, sagt es in seiner Pfingstpredigt so: „Nun wollen wir betrachten, was wir tun müssen zum Empfang dieses überaus herrlichen Heiligen Geistes. Die nächste und allerhöchste Vorbereitung hierzu muss er (der Geist selbst!) in dem Menschen selbst vornehmen und wirken. Er muss in ihm selbst eine Stätte bereiten und sich im Menschen selbst empfangen.“ Das also wäre das Erste und Entscheidende, deshalb all unsere Lieder heute mit der Anrufung „Komm, Heiliger Geist“. Wir können ihn nicht herbeizwingen, da ist nichts zu machen. Er selbst ist die Initiative für sein Kommen - wie der Wind, der weht woher und wohin er will. Es ist ein Gottesgeschehen, also geht es nicht von uns aus - aber hoffentlich durch uns hindurch. Er hat die Initiati-

ve, er ist die Initiative. Das einzusehen, das zu akzeptieren, das einübend zu feiern - das gehört wesentlich zum Mysterium des Pfingstfestes. Der Geist ist da, er wirkt im Kommen und im Gehen; die Luft ist da - im Aufatmen und im Einatmen. Gott ist da - im Kommen und im Gehen. Dann aber Taulers Frage weiter: „Welches ist aber sein Werk, durch das er den Menschen bereitet, sich dort selbst zu empfangen?“ Und nun, wie eine Summe des Christlichen überhaupt, die faszinierend präzise Aussage: „er (der Heilige Geist) wirkt zweierlei im Menschen; das eine: er entleert ihn; das andere: er füllt das Leere, so weit und so viel er es leer findet.“ Kürzer und schöner kann man es kaum sagen - ganz auf der Linie Bert Brechts, und doch ganz anders, aus der Mitte des Christlichen, des Karfreitagslichen und Österlichen heraus.

Die Rhythmen der Christwerdung folgen also einer abgründigen Doppelbewegung: wir werden uns selbst genommen, um uns überraschend neu wiederzugeben zu werden. Gottes Geist desillusioniert und befreit z.B. von allen Gotteskomplexen, von allen Illusionen und Ideologien des guten Willens und gar des besten Wollens. Denn „ohne dein lebendig Wehen nichts im Menschen kann bestehen, nichts kann heil sein und gesund.“ Je mehr aber die Negativseite dieses Nichts Gestalt findet, um so mehr auch die Positivseite seiner Erfüllung. Nichts Welthafes genügt, und im geistgewirkten Einverständnis damit entpuppt sich dieses Nichts als die Kehrseite von allem, die wir kaum schon ertragen. „Wenn ich mit dem Nichts verkehre / weiß ich wie-

der, was ich soll.“ Entziehungskur von allem egoistischen Verhaftet-Sein, und als Kehrseite, sozusagen vorauslaufend, eine allversöhnende, rundum erfüllende Beziehungskultur! Gottes alles nehmende und alles schenkende Liebe wird pfingstlich ausgegossen über jene, die sich davon ergreifen lassen. Das schenkt jene christliche Freiheit, die sich an nichts Irdisches bindet und gerade deshalb die Zustimmung zum Irdischen feiert - eben von Gottes Gnaden. Das ist jene christliche Mystagogie, die ein Paulus bezeugt. „Ich habe gelernt, mich in jeder Lage zurecht zu finden: ich weiß Entbehrungen zu ertragen, ich kann im Überfluss leben, in jedes und alles bin ich eingeweiht: in Sattsein und Hungern, Überfluss und Entbehrung. Alles vermag ich durch ihn, der mir die Kraft gibt“ (Phil 4,12f).

## II.

Spüren wir zuerst dem einen Pol dieser pfingstlichen Glaubensrhythmik nach: dem Leerwerden. Natürlich gilt es, das intensiv zu üben - vor allem im kontemplativen Gebet, in der Sammlung, aber auch im Widerstand. Gilt es nicht insgesamt für Lebens- und Glaubenswege? Kommen uns nicht mit der Zeit alle unsere Hoffnungsbilder, all unsere Träume, auch all unsere Gottesbilder abhandeln? Gehört zum Glaubenswachstum nicht auch dieses Wissen um die völlige Unbegreiflichkeit Gottes und der Welt? Die Bilder durch Bilder austreiben - das ist die aktive Seite. Die passive ist der Entzug: karg werden die Worte

und Bilder auch des Betens, voller Fragen und auch Ratlosigkeit der Glaube. „Weglos, aber nicht ausweglos“ - sagt z.B. derselbe Paulus (2 Kor 4,6). Sollte nicht mancher Glaubenszweifel und manche Glaubensnot auch als ein solch geistlicher Prozess verstanden werden, in dem uns unsere religiösen Sicherheiten genommen werden? „Um ganz das Ganze zu fassen ist ganz das Ganze zu lassen“ (Johannes vom Kreuz)! Das Sprachloswerden im Glauben, das Bildloswerden im Glauben, das Leerwerden im Glauben - es ist der Geist der mystischen dunklen Nacht. Dieses in den Grund Kommen, dieses Leerwerden, konfrontiert desillusionierend mit unserer Endlichkeit: aus uns heraus sind wir nichts. Beim inflationär aufgeblasenen Menschen wird sozusagen die Luft rausgelassen; vielleicht besser: ihm geht endlich die Luft aus. „Ohne dein lebendig Wehen nichts im Menschen kann bestehen, nichts kann heil sein und gesund“. Dieses desillusionierende Nichts zu begrüßen und zu bewohnen, damit zu verkehren (wie Bert Brecht sagt), ist der eine Spannungspol des Pfingstglaubens. „Da ist nichts zu machen“ - sagen wir dann treffend, aber oft zu spät. Wusste nicht gerade Romano Guardini viel davon aus ureigenster Erfahrung - mit den immer radikaler und sprachloser werdenden Gottesfragen zum Lebensende, mit dem durchaus auch schwermütigen Wissen um die Endlichkeit und des Faktischen und den Abgrund der Sünde? ▶

## Randglosse – zur Bibel!

### gerächt - gerecht - Gericht Vom jüngsten und anderen Gerichten der Bibel

Gericht - wie erstaunlich, daß dieses Wort so unterschiedliche Assoziationen hervorruft. Während alle gesellschaftlich relevanten Gruppen von Jahr zu Jahr in den Rankings der Umfragen Stück für Stück absinken: Politiker, Gewerkschaftler, Lehrer, besonders aber Kirchenvertreter, so freut sich das Bundesverfassungsgericht immer weiter steigender Beliebtheit und wachsenden Vertrauens. Hier ist noch eine Institution, in die Bürgerinnen und Bürger ihr Vertrauen setzen, die in Ruhe ihre Schritte erwägt und für gerechten Ausgleich sorgt, manche unklugen Aktionen der Politiker mit einem letzten Machtwort beendet. Aber auch die Politik hat darauf reagiert, und zunehmend werden Entscheidungen auf die Ebene des Bundesverfassungsgerichtes delegiert, statt in politischem Streit zwischen den Parteien nach allen Regeln der Demokratie ausgefochten zu werden. Ist man der eigenen Standortbestimmungen müde geworden, der eigenen angreifbaren Positionen, so daß man Verantwortung lieber an die Letztinstanz delegiert? Das Gericht als Reparaturbetrieb der müden Demokratie?

Wie anders sind die Gedanken der meisten beim Wort „Gericht“ im Kontext der Bibel. Zum Wort „Gericht“ treten sogleich die Worte „Gott“ und „Rache“ hinzu. Weil dies aber nicht das letzte Wort sein kann, mag man in einem nächsten Gedanken an Jesus denken, der uns vor diesem „alttestamentarischen Gott der Rache“ errettet hat. Aber so einfach sind die Verteilungen nicht. Die Rede vom Gott des Gerichts durchzieht die ganze Bibel, und sie ist einer der wichtigsten Punkte der Gottesreichverkündigung Jesu. Jesus spricht häufig vom Gericht, in vollkommener Kontinuität der Testamente. ▶

## Komm ich aus der Leere voll

Und das gilt ja nicht nur für die Glaubensbiographie des Einzelnen. Es gilt auch für die Kirchen. Wie sollen wir das Faktum deuten, dass die Gottesdienste immer leerer werden, dass die Anziehungskraft des Kirchlichen abzunehmen scheint? Nicht jammern und Trübsal blasen, sondern den verborgenen geistlichen, ja pfingstlichen Prozess begreifen: „Geh ich zeitig in die Leere / komm ich aus der Leere voll.“ Was hieße das für unser kirchliches Leben? Wieviel hat sich in den Jahrhunderten angehäuft an theologischer Rede, an dogmatischem Wissen, an liturgischem Brauch und kirchlichem Verhalten, das nicht mehr überzeugt? Vieles davon wird uns genommen, abschiedlich müssen wir werden, diese Leere gilt es zu gestalten. War das nicht eine Idee auch bei Rudolf Schwarz und seiner Gestaltung der Burgkapelle hier? Kirchen als Leerräume, als Orte der Sammlung, als Einladung zum kathartischen Freiwerden von alledem, was sonst den Alltag erfüllt und auch die Kirchenstuben und Theologenhirne! Singen wir nicht auch deshalb diese Lieder um das Kommen des Geistes?

Freilich: ist nicht auch die Angst vor diesem Geist da, der uns leer macht? Klammern wir uns lieber an das Althergebrachte und Gewohnte, an das Gewöhnte und Bewährte? Ja, Gottes alles nehmende Liebe in diesem Geist kann auch fürchterlich sein und sehr schwer und wehe, wir vergäßen diese karfreitagliche Dimension im Pfingstgeschehen. Dann machten wir aus dem Geist

Gottes in Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, doch nur unseren kleinen Weltgeist, unseren kleinen Wunschgeist. Ja, es ist durchaus riskant, um das Kommen dieses Geistes Gottes zu bitten. Es kann auch sehr, sehr weh tun, sich selbst genommen zu werden und Abschied nehmen zu müssen von liebstgewordenen Gewohnheiten und Beziehungen, im Leben wie im Glauben. Jede Entziehungskur hat ihre Durststrecken, der Abschied von der Ego-AG ist so einfach nicht. Da braucht es die Kraft dieses Geistes, der uns leer macht und uns das Gottgeheimnis der leeren Hände beibringt.

### III.

Wie Ausatmen und Einatmen ein Rhythmus sind, so ist das Leerwerden im Geistwirken nur die eine Seite derselben osmotischen Bewegung. Die andere lautet: Erfüllung, Überwältigung, beglückende Ergriffenheit, platzender Jubel. Wer sich derart von seinen Gotteskomplexen lösen, von seiner Haben- und Kriegen-Mentalität erlösen lässt, kann sich ganz neu mit dem Irdischen befreunden - leicht und locker, viel mehr noch als der gute Brecht: „Wenn ich mit dem Nichts verkehre, / Weiß ich wieder, was ich soll.“ In der Tat: derart erfüllt vom Heiligen Geist, wissen wir wieder, was wir sollen: dem lebendigen Gott seine Zustimmung geben und dieser Welt, ein rückhaltloses Ja zum geburtlichen und gebrechlichen, zum schrecklich schönen, hinreissenden Leben. Nichts in der Welt brauchen wir mehr zu vergöttlichen, denn wir kennen den

## Randglosse – zur Bibel!

Wofür steht nun die Rede vom Gericht in der Bibel? Es handelt sich bei ihr um eine Metapher, die verwendet wird, um verschiedene theologische Aussagen zu bündeln. Am Anfang steht die Erfahrung mit irdischen Richtern und irdischen Gerichten, und das in doppelter Weise. Zum einen gab es immer wieder ungerechte Richter, die nicht wirklich Recht sprachen, sondern ihren eigenen Vorteil suchen. So heißt es von den Söhnen Samuels, die als Richter eingesetzt waren, daß sie Bestechungsgelder annahmen und das Recht beugten (1Sam 8,2; vgl. Jes 5,23). Viel öfter aber kam es vor, daß es gar keine Richter gab, daß Unrecht ungesühnt blieb und der ehrliche Mensch ins Hintertreffen geriet. So ist es bei Ijob: „Siehe, ich schreie ‚Gewalt‘, und ich werde nicht gehört; ich rufe um Hilfe, und da ist kein Recht“ (Ijob 19,7). Das konnte nicht das letzte Wort bleiben. Wenn Gott gerecht ist, dann sorgt er für den Ausgleich, den die Menschen, den die gesellschaftlichen Institutionen, den das Leben nicht bieten. Wenn Gott so ist, wie das Volk Israel ihn erfahren hat, dann muß er eingreifen, kann er nicht auf Dauer dem Treiben der Gottlosen zusehen. In diesem Sinn ist Gerichtsrede Trostrede, denn sie spricht von einem letzten Souverän, von einem letzten gerechten Handeln jenseites menschlichen Handelns. Gottes Scheidung zwischen Recht und Unrecht ist das sehnsüchtig erwartete Gericht. Freilich gab es auch für Israel keine Garantie, immer auf der Seite der „Guten“ zu stehen; und dies ist die Botschaft vieler Propheten bis hin zu Jesus, die mit der Rede vom Gericht Gottes immer wieder zu eigenem verantwortlichen Handeln aufriefen. Und dies ist auch der andere Sinn von Gericht: Gerichtsrede ist immer Gerichtsverhinderungsrede. Hier treffen sich Jesus und die Propheten, die so häufig vom Gericht Gottes gesprochen haben. Es geht dabei um den von Gott zu erwartenden gerechten Ausgleich für die Opfer ►

wahren, den lebendigen Gott. Nichts in der Welt mehr brauchen wir dämonisieren, denn der lebendige Gott ist rundum wohlwollend, schöpferisch und zielführend gut. Dieser christliche Überschwang des Geistes befähigt zu jenen demütigen Selbst- und Sendungsbewusstsein, das ein anderer Name für Freiheit ist. Es entlastet den Menschen vom Terror, selbst Gott spielen und stets das Gute wollen zu müssen; es bewahrt ihn vor der Verzweiflung und Selbsthinrichtung angesichts der eigenen Abgründe, angesichts der Erfahrung von Ohnmacht.

Was das biographisch heißen kann, hat wunderbar - wie Paulus und Tauler - einer der größten Reformatoren der Christenheit gelebt und ins Wort gefasst. Philipp Neri, der Gottesnarr in Rom und am Hofe von 16 Päpsten, er pflegte z.B. zu beten: „Ich verspreche Gott, niemals von mir aus etwas Gutes zu tun; ich verzweifle nämlich an mir selbst, aber ich vertraue mich Gott an.“ Da ist dieses wunderbare Paradox des Heiligen Geistes in der Existenz eines glaubenden Menschen. Dieser weiß, was er aus sich heraus ist; offensiv verzichtet er darauf, andere mit seinem guten Willen zu beglücken. Aber das wird nicht zur faulen Ausrede, nicht zum fromm bemäntelten Nichtstun, sondern gerade zur umso lebhafteren Bitte, zum Akt des Vertrauens auf Gottes Schöpfergüte, der uns Nichtsnutze dann doch Gutes wollen und tun lässt. „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“ - dieser beliebte Kalenderspruch von Erich Kästner ist, pfingstlich

gelesen, grundfalsch. Natürlich gibt es Gutes, ohne dass wir es tun - Gott sei Dank: es gibt nämlich Gott und sein endgültiges Wirken in Jesus Christus; es gibt seinen Geist, der Gutes schafft, ständig. Die Welt sähe ja schlimm aus, wenn es Gutes nur gäbe, wenn wir es täten. Philipp Neri hat das hervorragend begriffen; das macht sein Leben so charmant und leicht, so entlastet und beflügelt. Er tut nicht nur nichts Gutes, er will auch nichts Gutes tun - weil er sich um so mehr dem Wirken dessen überlässt, der in ihm „das Wollen und das Vollbringen (allererst) schafft zu seiner Freude“ (Phil 2,12). Ein andermal betet „pippo buono“: „Wenn ich wieder gesund werde, dann will ich ein Gelübde machen, Gott immer zu beleidigen, denn ich erwarte von seiner Güte, dass er mir die Gnade geben wird, ihn niemals zu beleidigen.“ Eine verrückte, eine humorvolle, eine wirklich erlösende Lebensart: da ist kein noch so gut gemeinter, schon gar kein verbiesteter guter Wille; da ist die Zustimmung zur eigenen Geschöpflichkeit, das Wissen um die eigene Begrenztheit, um die eigene Nichtsnutzigkeit. „Gott beleidigen“ - das ist, in der Sprache der Tradition, bekanntlich der Inbegriff von Sünde - also abscheulich genug und unbedingte zu vermeiden. Philipp Neri dagegen legt ein Gelübde ab, immer zu sündigen - wohlgemerkt vor Gott. Paradoxer geht es nicht. Dieser Gottesclown nimmt das Christuswort nach Johannes frech und unbekümmert ernst: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ - also tue ich auch nichts, verspreche auch

## Randglosse – zur Bibel!

von Niedertracht, Gewalt und menschlicher Grausamkeit. Es geht aber auch darum, die Zuhörenden zum Handeln zu rufen. „Eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr...“ (Mt 19,24) Mit der Rede vom Gericht soll den Menschen nicht die Möglichkeit ihrer Verdammung lustvoll ausgemalt werden - dann würde diese Rede ja nichts bewirken als Lähmung, Verzweiflung und Resignation, wie sie im Laufe der Jahrhunderte ja tatsächlich auch interpretiert wurde -, sondern diese Rede ist Ruf in die Entscheidung, Aufrütteln zu eigenem Handeln „Wer kann dann gerettet werden?“ (Mt 19,25). Die Erwartung des Gerichts will sagen, daß unser Tun und Lassen nicht beliebig ist, daß die Entscheidung für das Gute kostbar ist. Wenn man sich darauf einläßt, kann man im gleichen Atemzug von der Barmherzigkeit Gottes reden. „Bei Gott sind alle Dinge möglich“ (Mt 19,26). Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes gehören zusammen, eines ist ohne das andere nicht möglich.

Gott als Richter zählt daher zu den großen Glaubensaussagen der Bibel.

Und so hat es auch Stephanus erfahren, als er in seinem Martyrium den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen sah (Apg 7,56). Darin bestehen Glaube und Zuversicht: im Blick auf das Gericht mit einem offenen Himmel leben und sterben zu können.

■ Egbert Ballhorn

nichts und verabschiede mich endgültig von dem ständigen moralischen Druck des guten Willens. Der Grund für diese umwerfende und in Wahrheit überschwingliche Freiheit liegt einzig im Vertrauen, dass Gutes nur von Gott kommt - also nicht aus mora- ►

## Komm ich aus der Leere voll

lischer Anstrengung, nicht aus asketischer Bemühung, nicht aus vorsätzlicher Bemühung. Das Gute in der Welt kommt einzig aus dem Springbrunnen Gottes, und Philipp stellt sich nackt und spielerisch darunter. Gerade so wird er nicht zufällig im Volksmund zu Lebzeiten schon zum „guten Philipp“, selbst zu einer sprudelnden Quelle des Guten und zu einem faszinierenden Brennpunkt der Güte in vielen Beziehungen. Er ist, inmitten seiner kreatürlichen Leere nun derart überfüllt von Gottes Liebe, dass es ihm förmlich das Herz zerreisst. Nach seinem Tod kommt endgültig ans Licht, was zuvor nur ganz wenige Insider wussten: seit der Liebesekstase im 29. Lebensjahr sind bei Filippo die Rippen über dem Herzen aus der Knorpelverankerung gerissen und nach außen gedrückt, faustgroß die Beule. So fassungslos ist der faktische Mensch, wenn Gottes Geist ihn wirklich ergreift, Gottes alles nehmende und alles schenkende Liebe. Er wird zu einem geistlichen Zentrum für die Erneuerung der Kirche auch und gerade der Kurie in Rom. Aus seinem durchaus anarchischen Christsein entsteht der freie



Annette Baltzer Sonnen-Burg.  
Pastell Kreide auf Papier

Verbund von göttlichen Chakren, das sogenannte Oratorium. Denken wir nur voller Dankbarkeit an Heinrich Kahlefeld und das Münchener Oratorium. Denken wir an Kardinal Newman - und wo er ist, ist Guardini nicht weit. Diese Zeugen des Pfingstgeistes helfen uns, das Geheimnis der Leere und das Geheimnis der Fülle, das Mysterium des Vorletzten und das Mysterium des Letzten zu erkennen. Da sind wir dem Teufelskreis von Grandiosität und Depression endlich entnommen. Da spüren wir die desillusionierende und die erfüllende Wirkkraft des Geistes, seine heilende

und heiligende Kraft. Die erneuert das Angesicht der Erde, die erneuert die Christenheit, die verwandelt mit Brot und Wein die Rhythmen unserer Sehnsucht und unserer Not. Die lässt uns zugrunde gehen im Nichts unserer Selbst und gerade daraus auftauchend, auferweckt werden in die Fülle bleibenden Lebens. Wie unendlich ist das Nichts zwischen einer bloß gekauften Rose und einer wirklich geschenkten. Gottes Geist ist dieses Geschenk („Ach, wie sollen wir die Rose buchen...“)

Also Abschied vom Allmachtswahn, von der Alleskönnerschaft, von missionarischen und messianischen Projekten, in denen wir andere oder uns selbst beglücken wollen. Stattdessen...

Geh ich zeitig in die Leere  
Komm ich aus der Leere voll.  
Wenn ich mit dem Nichts  
verkehre  
Weiß ich wieder, was ich soll.

Wenn ich liebe,  
wenn ich fühle,  
Ist es eben auch Verschleiß  
Aber dann, in der Kühle  
Werd ich wieder heiß

■ Gotthard Fuchs  
(Pfingsten 2005)

# Kulturkampf?

## ■ Martin Mosebach in der Diskussion



Gibt es eine Häresie der Formlosigkeit? Folgt man Martin Mosebach und seinem Buch „Die Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind“ (Karolinger Verlag 2002), so muss man diese Frage mit ja beantworten. Gute Gründe sprechen jedoch dagegen, ihm zu folgen; sogar entschiedener Widerspruch ist geboten. Die Debatte, die sein Buch allerdings hervorgerufen hat, muss geführt werden.

Die zentrale Polemik und These des (an vielen Einzelbeobachtungen reichen) Buches von Martin Mosebach läßt sich so zusammenfassen:

Der Feind der römischen Liturgie, das sind - neben Jugendbewegung und dem

Geist der 68er - vor allem der Modernisierer Paul VI, die vatikanische Bürokratie und die Liturgiereform. Sie sind verantwortlich für den liturgischen Bildersturm, die Demokratisierung der Liturgie und die Verwüstung des Kultes. Da die äußere Gestalt einer Sache, eines Vorgangs, eines Gedankens mit Sicherheit - so zumindest die Vorstellung Mosebachs - die innere Wahrheit des Ange-schauten enthüllt, ist die gegenwärtige übliche Gestalt der Liturgie nach dem häßlichen Bildersturm Pauls VI eine Häresie der Formlosigkeit.

Martin Mosebach ist ein anerkannter Schriftsteller. Er hat mehrere bedeutende Literaturpreise erhalten (1999 den Heimito-von-Doderer-Preis, 2002 den Heinrich-von-Kleist-Preis), sein „Nebelfürst“ wurde von Hans Magnus Enzensberger in die Andere Bibliothek aufgenommen und unter seinen vielen Aufsätzen zu Kunst und Literatur finden sich auch Texte zu G.K.Chesterton.

Die „Häresie der Formlosigkeit“ ist eine polemische Kampfschrift um den Geist der Liturgie, und die FAZ sieht in ihr einen Text, an dem der latente Kulturkampf von Traditionalisten und Progressisten offenbar wird. Dieser Verdacht ist nicht unbegründet und deshalb - ich wiederhole es noch einmal - muss die Debatte über dieses Buch geführt werden.

Buchhandlungen, die sonst allerdings keine Bücher zu gottesdienstlichen Fragen

führten, legten dieses gleich in mehreren Exemplaren aus und angesichts offenkundiger Nachfrage war es zeitweise vergriffen. Offensichtlich wurde das Buch vielfach auch von jenen gelesen, die sich nicht im engen Sinn für Fragen von Liturgie und Gottesdienst interessieren. Die Rezensionen der FAZ und der ZEIT waren auffallend wohlwollend, und die Rezension in der NZZ - kritisch und zurückhaltend - merkt an: „Es finden sich hier viele Beobachtungen, an denen die Liturgiewissenschaft nur zu ihrem eigenen Schaden vorbeigehen kann.“ Das Buch von Mosebach, seine Rezeption und Kritik deuten auf einen latenten Kulturkampf von Traditionalisten und Progressisten hin. Voller Ressentiments, Verlustängste, Unsicherheiten und Überforderungen, im Klima gegenseitigen Verdachts schwelt er unter der Oberfläche kirchlich ohnehin nicht sonderlich freudiger Normalstimmung und trägt seinen Teil zur schleichenden Lähmung christlichen Lebens bei. Romano Guardini - stellte einst die Frage - nach der „Liturgiefähigkeit“: ... „in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, damit (der) heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne?“

Diese Frage ist heute wieder aktuell und drängend. Konturen sucht mit den nachfolgenden Reaktionen auf das Buch von Mosebach nach tragbaren Antworten jenseits ideologischer Verblendungen.

■ Joachim Hake

### Kurieren an Symptomen

Mosebach beginnt seine Sammlung von Texten zu Fragen der Liturgie mit einer biographischen Einleitung. Ich bin nur ein Jahr jünger als der Autor und möchte meine Erinnerung beitragen. Als zehnjähriger Ministrant las ich, in einem Betschemel kniend, in der Sonntagsmesse in ein Mikrofon die Epistel und das Evangelium während der Priester den lateinischen Text vor sich hin murmelte. Würdig fand ich das alles schon damals nicht. Und meine Eltern hatten in ihrer Begeisterung für die liturgische Bewegung alle greifbaren Volksschott-Ausgaben zur Hand, um auch ihren Kindern eine Messe voraus zu träumen, die ganz anders und eine wirkliche Gemeinschaftsfeier war - so wie sie einige Dörfer weiter gelegentlich gefeiert wurde.

Dann kam die große Reform, begeistert machten wir sie mit und erlebten auch die Ernüchterung über bald einsetzende Schludrigkeiten. Zelebranten und Gemeinden nahmen wichtige Formen, die in der Reform doch erneuert und verdeutlicht werden sollten, nicht mehr Ernst: Kelch und Schale als würdige Gefäße? Das liturgische Gewand als Zeichen einer anderen Handlungsweise? Die Communion als Frucht der einen Feier und in dieser Feier ausgeteilt? Die Choreographie der Bewegungen und Abläufe als Elemente eines Gesamtkunstwerks? Die Musik als Klang einer anderen Welt?

- alles wurde gleichgültig, wenn nur die Masse an Texten stimmte oder zumindest gut gemeint war. Aber dann erlebt man doch immer wieder großartige, gelungen schöne Meßfeiern, die etwas aufleuchten lassen von der größeren Wirklichkeit unseres Glaubens. Und weder die gelungenen noch die mißlungenen Beispiele haben viel zu tun mit den liturgischen Vorschriften - sowohl vor wie nach dem Konzil.

Mosebach betreibt die Methode der Absetzung eines stilisierten Ideals in der Vergangenheit von einer als verludert beschriebenen Praxis in der Gegenwart. Das ist wohlfeil: das Gegenteil stimmt immer genauso wenig und viel. Daß er historisch nicht bewandert ist, werden Fachrezensionen nachweisen. Er polemisiert gegen das Historisieren - und tut es selbst unablässig. Vieles beschreibt er im Präteritum, was auch heute gilt. Etwas genauere Geschichtskennntnisse hätten den Literaten vor allzu groben Fehlern bewahren können.

Dabei scheint der Autor nicht zu bemerken, daß in seinen Vorstellungen über die angemessene Feier der Liturgie die entscheidende Neuerung des Konzils vorausgesetzt wird: die aktive Mitfeier einer Gemeinde, die erst seit 40 Jahren von Kyrie über Gloria bis zu Credo und Sanctus Teile der Meßfeier spricht und betet. Die klerikerzentrierte Liturgie mit zuschauender Gemeinde ist so weit aus dem katholischen Bewußtsein verschwunden,

daß sie nicht als ein Konstitutivum der früheren Liturgie erkannt wird. Was er dann über die Problematik des Kirchengesangs sagt, berührt als deutsche Besonderheit durchaus gerade in diesem Zusammenhang ein Problem.

Die Aufsätze der Sammlung wollen keine konzise Problemdarstellung bieten. Sie sind zumeist journalistisch oder literarisch. Solange der Text essayistisch bleibt, ist das Buch auch trotz aller Schwächen gut lesbar. Wenn der Autor allerdings das Genus wechselt und sein Text didaktischen Charakter annimmt, wird auch sein Stil schlecht: „Meine Ausführungen über das Knien haben gezeigt ...“. Die knappe Überschrift „Liturgie ist Kunst“ möchte man dagegen Praktikern wie Theoretikern der Liturgie in Stein meißeln lassen. Doch daß sich ein Kleist-Preisträger und neues Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung so unqualifiziert und vorurteilsgesättigt über zeitgenössische Bildende Kunst - man lese die Passage zur „Stuttgarter Kreuzigung“ von Joseph Beuys - äußert, ist unwürdig.

Aber es stellen sich bei der Lektüre und dem Nachdenken über das durchaus verbreitete Unbehagen an der Liturgie grundsätzlichere Fragen. Trifft Mosebach mit seiner Polemik eigentlich das Problem? Sind es tatsächlich vor- oder nachkonziliare Formen, die Liturgien oft so oberflächlich erscheinen lassen? Ließen sich Schwächen durch Formalismus behe-

ben? Die Probleme liegen vierzig Jahre nach - und lagen schon vierzig Jahre vor - dem Konzil woanders.

Romano Guardini schrieb 1922 eine Einleitung in seine berühmte Schrift „Von heiligen Zeichen“, die nicht in die späteren Auflagen übernommen wurde. Wurde hier ein allzu weitreichendes Problem allzu knapp angefaßt? Es heißt dort:

„Nirgendwo ist die Entseelung des Wortes, die Entleerung des Handelns, die Verflüchtigung des Zeichen so furchtbar, wie im Leben der Religion. Was soll mit unserer Seele geschehen, wenn sie verlernt hat, vor den Wirklichkeiten des Heils zu stehen? Wenn sie heilige Worte spricht, und sie sind ihr leerer Schall? Wenn sie heilige Zeichen hat und Handlungen tut, und spürt ihre Wirklichkeit nicht mehr, die darinnen liegt? Was wiegen uns die Worte: „Gott“, „Christus“, „Gnade“? Was ist es uns, wenn wir das Kreuzzeichen machen? Das Knie beugen? Offenbarung überirdischer Wirklichkeit? Oder Schattengebilde? Weg ins Himmelreich oder ein Handhaben von Formen? Ist's nicht oft genug das Zweite? Und zwar nicht, weil wir jene Wahrheiten ablehnten, sondern weil kein lebendiges Bewußtsein von der Wirklichkeit mehr in uns ist, um die es sich hier handelt? ... Glauben ist übernatürliches Wirklichkeitsbewußtsein. Glauben ist Leben in unsichtbaren Wirklichkeiten. Haben wir solchen Glauben? - Hier muß die Erneuerung einsetzen.“

Die Nähe dieses Textes zur Kunst ist jedem Leser von Georges Steiners „Von realer Gegenwart“ offensichtlich. Wenn Liturgie nicht mehr begriffen wird - oder begriffen werden kann - als eine uneigentliche Handlung, als der ungeheure Versuch, mit dem Schöpfer, mit dem All-Einen, dem Unerreichbaren, in Kommunikation wie unter Menschen zu treten, dann sind alle formalen Übungen ein Kurieren an Symptomen. Nicht, daß man heute nicht etwa an Übernatürliches glaubte - im Gegenteil -, aber die feste Überzeugung einer das Leben durchtragenden Wahrheit, die in Zweifeln gefährdet bleibt und doch Grund des Lebens ist, wie kann sie zur Feier werden? Liturgie ist dann „nur“ der aus Traditionen erwachsene und durch sie bestärkte zeitgerechte Ausdruck solchen Glaubens; „Quelle und Gipfel“ aller Handlungen eines Christen, wie es die Konzilskonstitution formuliert.

■ Thomas Sternberg

## konturen empfiehlt Bücher

Margit Eckholt/  
Marianne Heimbach-Steins (Hrsg.)  
**Im Aufbruch - Frauen erforschen die Zukunft der Theologie**  
Schwabenverlag 2005

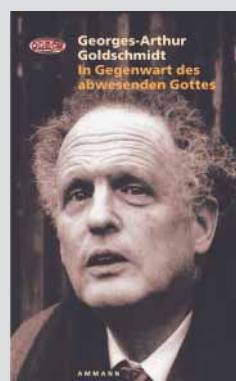


Was bedeutet es, wenn Frauen am Anfang des dritten Jahrtausends die Zeichen der Zeit zu erkennen suchen, sie deuten und zum Ausgangspunkt und Prüfstein ihres theologischen Denkens machen? Die Autorinnen sichten aus unterschiedlichen Perspektiven, Lebensorten und Praxisfeldern, was

Frauen in der Theologie erreicht haben, sie weisen auf Bruchstellen hin und loten Wege in die Zukunft aus.

Ein inspirierendes Lesebuch für alle, denen an einer Zukunft der Theologie, an einer zukunftsfähigen Theologie gelegen ist.

Georges-Arthur Goldschmidt  
**In Gegenwart des abwesenden Gottes**  
Ammann Verlag 2005



Wie hältst du's mit der Religion? - diese Frage stellt und beantwortet Georges-Arthur Goldschmidt sich selbst vor seinen Lesern.

Als Schriftsteller, Lehrer und Übersetzer von Handke, Nietzsche und Kafka entdeckt dieser rebellische Geist Gott als den großen Abwesenden in seiner Existenz. Und fragt sich: Warum bestehen wir - quer durch alle Kulturen - darauf, diesen inexistenten Gott zu suchen. Hinter all dem steht die Feststellung, wie sehr jene enigmatische Abwesenheit als Quelle allen Denkens und der Sprache gilt.

„Denn was wir sind, entzieht sich dem Zugriff, wir sind immer woanders, und Gott ist immer woanders.“

### Ein illegitimer Sproß der liturgischen Bewegung?

#### Mosebachs Essays im Kontext von Jugendbewegung und liturgischer Erneuerung

Wer ist in der Lage, die Orationen der römischen Liturgie angemessen, d.h. als kurze literarische Kunstwerke zu würdigen? „Offenbar“, so rühmt Mosebach einen Autor in Kindlers Literaturlexikon, „sind nur profane [Hervorhebung G.B.] Philologen imstande, diese Gebetsformulierungen ... unter literarisch-künstlerischen Gesichtspunkten zu würdigen“. Jener Autor nannte sie „Schöpfungen von hoher theologischer Aussagekraft ... Gebilde von monumentaler Einfachheit und bestechender Präzision. Sie sind von einer solchen Vollendung, daß sie, im wesentlichen unverändert bewahrt, bis heute die Gebetsform der katholischen Kirche geblieben sind.“ Mosebach zitiert nach der Auflage von 1968, also vor dem Erscheinen der durch das Konzil in Auftrag gegebenen und von einem Papst konfirmierten liturgischen Bücher. Jener Autor konnte diese Sätze auch zwanzig Jahre später noch so sagen und - anders als Mosebach - für das *Missale romanum* von 1970 „die Erschließung des ganzen Reichtums der Orationen und Präfationen aus den klassischen römischen Sakramentaren“ feststellen [Art. *Missale romanum* Bd. 19 der Studienausgabe, 125]. Wer ist dieser einfühlsame „profane Philologe“?



Kapelle Burg Rothenfels 30er Jahre

Hinter dem Kürzel „B.N.“ verbirgt sich ein Liturgiewissenschaftlern wohlbekannter Name: Burkhard Neunheuser, Mönch der Abtei Maria Laach, der (so Gott will) am 12.12. seinen 100. Geburtstag feiern wird. Obgleich philologisch versiert, wird man diesen Mönch, Priester, Liturgiewissenschaftler und Dogmatiker doch der profanen Philologie nicht überlassen wollen. Mehr noch: P. Burkhard hat über den Quickborn Kontakt zu Romano Guardini bekommen und so schließlich den Weg nach Laach gefunden. Jugendbewegt und einem Zentrum der liturgischen Erneuerung durch Profess verbunden, vermittelt er als Professor in Rom deren theologische Anliegen einer weltweiten Hörschaft [Art. LThK3]. Doch es kommt noch dicker: Für jenen Traditionsbruch, den Mosebach beklagt, ist sein „philologischer“ Zeuge mitverantwortlich, war er doch Konsultor beim *Consilium ad exsequendam Constitutionem de sacra Liturgia* und in der *Congregatio pro Cultu Divino*. Wie argwöhnte doch Mose-

bach: mit der Jugendbewegung sei auch das Basteln in die Welt gekommen, zusammenphantasiert am Lagerfeuer und Zerstörungslust weckend - so daß am Ende die Zerstörungen der chinesischen Kulturrevolution und der Liturgiereform zusammengehören?! Soll man wirklich glauben, derselbe Autor, der so schön über die römischen Orationen sprechen konnte, hätte mit seinen jugend- und liturgischbewegten Gesinnungsgenossen Feuer im Hause der Liturgie gelegt? Nein, gewiß nicht, vielmehr erweist Mosebach sich hier - wie auch an zahlreichen anderen Stellen - als schlecht informiert in liturgischen Fragen. Doch wie steht es mit dem schon genannten Mentor, Guardini, der als Verbindungsmann zwischen den beiden geschmähten Bewegungen gilt? Er mußte sich den Vorwurf des liturgischen „Ästhetizismus“ gefallen lassen, dort wo es ihm vielmehr um die Erscheinung der grundlegenden Sinngestalt der Liturgie ging. Bei allem Wirren, ja gerade unter historischem Gesichts-

punkt Absurden zeigt Mosebach eine auffallende Sensibilität für diese Frage. Für einen Literaten von Rang ist dies indes nicht verwunderlich. Seine geheime „Allianz“ mit den Vätern der liturgischen Bewegung in diesem Punkt ist ihm aber nicht bewußt. Sie erstickt in Polemik.

„Gesehen haben brennt“ -, für Guardini nicht anders als für Mosebach ist die liturgische Epiphanie eine Erfahrung, die ins Herz gebrannt ist. An der liturgischen Handlung, ihren Gesten, Symbolen, Handlungsvollzügen suchen sie abzulesen, worum es in dieser Feier geht. Gleichzeitig haben beide Störungen auf der Gestaltebene empfindlich gespürt. Guardini reagierte mit mystagogischen Einweisungen, aber auch mit Kritik an der überkommenen Liturgie, wenn Form und Inhalt so auseinanderfielen, daß die Form nicht mehr vom Inhalt kündete. Die sinnwidrig am Karsamstag morgen gefeierte Osternacht ist sicher das schlagendste Beispiel und zeigt, daß Liturgiereform notwendig werden

kann. Auch Mosebach erkennt für die tridentinische Messe derartige Spannungen

und scheut sich nicht, diese auch anzusprechen. Sie betreffen z.B. die Bewegungsabläufe in der Liturgie: das prozessionale Gehen ist weitgehend zurückgedrängt. Seine Entdeckungen sind nicht weit entfernt von denen liturgischbewegter Jugendlicher, wie z.B. die Wiedereinführung des Opfergangs zeigt. Ja, die

Einsicht in die bestimmende Bedeutung der Prozessionen für die Gestalt auch der römischen Liturgie teilt er mit Pius Parsch. Hier wie dort führt die Wahrnehmung von Gestalt also auch zur Erkenntnis von zerstörter Gestalt. Doch der Umgang mit dieser Erkenntnis ist signifikant unterschiedlich: Mosebach möchte nicht ändern, oder höchstens ganz minimal, lieber sucht er mystisch-fromme Erklärungen für jene Formen, die ihren Sinn dem schauenden Auge nicht mehr freigeben. Bleibt das Auge dabei ehrlich oder trübt sich durch diese Operation langsam der Blick? In den Zeiten der liturgischen Bewegung verzichtete man auf diese Art mystisch-frommer Erklärungen weitgehend und setzte sich stattdessen ein für die Wiederherstellung integrierter Gestalt von Liturgie. Wenn aber Mosebach an zwei Stellen seines Buches dann letztlich doch auch die Wiederherstellung der integren Gestalt fordert, auf Grund seiner Ablehnung dessen, was er „Zweigleisigkeit“ nennt und eben bei den Prozessionen, dann ist er wäre er konsequent - längst auf dem Weg zu einer Reform der Liturgie. Dies ehrt ihn, denn es zeigt seine Sensibilität und Wahrnehmungsfähigkeit, auch wenn er davon nichts wissen mag. Die Reform der Karwoche war angesichts des vorkonziliaren Reformstaus nur ein erster, allerdings bedeutender Schritt, dem weitere folgen mußten. Das Konzil erteilte den Auftrag dazu und überließ die Feinarbeit jenen, die in der Lage waren, aus dem Speicher der Liturgie-

geschichte hervorzuholen, was das Tageslicht nicht scheuen mußte.

Doch was Guardini schon für die Ontologie der Gestalt formulierte, daß nämlich Gestalt nicht einfach da ist, sondern sich behaupten muß, gilt wohl auch für die Gestalt der nachkonziliaren Liturgie: An der Klarheit ihrer Form finden weder alle Zelebranten noch alle Gemeinden Gefallen - und so wuchern an manchen Stellen der Liturgie merkwürdige Gewächse. Die liturgische Praxis wird immer einer kritischen Überprüfung bedürfen. Umgekehrt gilt: wer nicht die Sensibilität des Künstlers mitbringt, muß das Auge einüben, vielleicht falsche Sehgewohnheiten ablegen. Einweisung in liturgische Formen und Reform der Liturgie folgen zwangsläufig aus dem Ansatz bei der Form, oder präziser: bei der Gestalt. Man staunt, wie wenige die gestörte Vollzugsgestalt der Messe wahrnehmen: Brot und Wein allen zu reichen, was nicht nur in zahlreichen Schlußorationen vorausgesetzt, sondern allein dem Auftrag Jesu angemessen ist, stellt in katholischen Kirchen noch immer eine Ausnahme dar. Auch Mosebach, dessen Ideal die Messe zur Zeit Gregors des Großen ist, einer Zeit, die die Vollgestalt der Kommunion noch nicht verloren hatte, hat hier einen blinden Fleck. Von der Häresie der Formlosigkeit könnten auch andere betroffen sein als die Gemeinten, oder wie sagt das Sprichwort so treffend: Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen schmeißen!

■ Gunda Brüske

## Reform der Karwoche

### ■ Mosebach anhören?

Er schreibt preiswürdige Romane und Essays in so unterschiedlichen Blättern wie „Kursbuch“ und „Una Voce Korrespondenz“, „Sinn und Form“ und FAZ. Einer der intellektuell auf der Höhe ist und gut schreiben kann, das ist schon etwas im deutschen Katholizismus der Gegenwart. Und damit kommt man dann auch aufs Podium einer Katholischen Akademie, z.B. in München, wo er am 4. Juni 2003 zum Streitgespräch mit dem liturgiewissenschaftlichen Altmeister Philippe Harnoncourt aus Graz geladen war. „Erlahmt die geistliche Kraft der Liturgie?“ lautete das Thema. Der Frage lag Mosebachs These zugrunde: Ja, wenn sie in dieser Form, sprich: Formlosigkeit, weiter zelebriert wird, wie das hierzulande nachkonziliär üblich ist.

Martin Mosebach führt eine scharfe Klinge, ein Advokat im Geiste des bissigen Tertullian, der den kirchlichen Liturgiebetrieb sarkastisch vorzuführen vermag. Auf dem sonoren Grund von Harnoncourts altösterreichisch-katholischer Gelassenheit, die vieles kennt und läßt, hob sich in München ein geradezu protestantisch-katholisches Eiferprofil ab, wie es sich nicht selten bei Konvertiten findet. Weil die Vermutung offenbar naheliegt, wird sie gleich im ersten Satz von „Häresie der Formlosigkeit“ ausdrücklich dementiert: „Ich bin kein Konvertit“ (7). Aber so etwas wie ein „Erwecker“ ist er doch von „Kreisen der Tradition“ (43), die die Liturgiereform als „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte“ (Mt 24,15) beklagen.

Der Abfall begann, dieser etwas apokalyptisch eingefärbten Sicht zufolge, noch nicht mit dem 2. Vatikanum selbst, sondern erst mit der von Paul VI. verfügten Ruinierung der alten, lateinischen Liturgie und dem, was daraus dann pastoralliturgisch wurde. Symptome des Verfalls sind die volkssprachliche Verlotterung und pädagogische Desakralisierung der Messe, der Verlust der Form in der dilettantischen Bastelei der Liturgiegestalter, die Verflüchtigung des Heiligen in den Anbieterungen religiöser Konsumarrangements. Was M. Mosebach als Ideal

vorschwebt ist, wenn ich recht sehe, die Hl. Messe lateinisch-tridentinisch-gregorianisch, ohne Kirchenlieder, ohne Predigt, die reine Objektivität des Anderen, nicht von Menschenhand gemacht, „Ikone der Inkarnation“, ein Ritus, der die Gläubigen vor der Heiligkeit Gottes in die Knie zwingt.

Mosebach begnügt sich nicht mit der theologisch-ästhetischen Diagnose, er argumentiert auch historisch, findet, daß die Liturgiereform nicht nur die tridentinische Messe, sondern ein seit Gregor d.Gr. über eineinhalb Jahrtausende intaktes liturgisches Kontinuum mutwillig abgebrochen habe, daß Kirchenlieder und Predigt protestantisch-subjektive Rupturen des katholischen opus operatum seien usw. Wer sich liturgisch ein paar Jahre länger als der 1951 geborene M. Mosebach zurückerinnern kann und sich in der Liturgiegeschichte etwas auskennt, findet da manches arg vereinfacht, überschätzt oder übertrieben. Und man muß schon, wenn die Historie als Argument im Prozeß gebraucht wird, auch die Fakten diskutieren.

Aber vielleicht mißversteht man Martin Mosebach, wenn man ihn fachtheologisch zu schulmeistern beginnt. „Ich bin kein Theologe und kein Kanonist“, sagt er von sich; „ich muß als Schriftsteller die Welt aus einem anderen Winkel betrachten.“ (21). Man muß ihn also, auch wo er sich argumentativ ins kirchliche Geschehen einmischte, als Literaten nehmen. Im Nachwort seines Romans „Das Bett“ schreibt er zum Verfahren: „Verfälschen, um der Wahrheit von etwas näher zu kommen, das sich der einfachen Mitteilung entzieht, ist vielleicht ein Wesenszug der Literatur.“ (509). Wenn wir auf solchem Wege rhetorischer Verschärfung der Wahrheit der katholischen Liturgie näherkämen, wäre M. Mosebach, auch wenn man ihm in sein liturgisches Qumran nicht folgen mag, doch anzuhören.

Ich greife ein paar Sätze seines Buches „Häresie der Formlosigkeit“ heraus und hänge einige Gedanken daran, als Anfang, nicht als Abschluß eines denkbaren Gesprächs, das in der gegenwärtigen Lage des deutschen Katholizismus vielleicht nicht ausgeschlagen werden sollte:

1. „Auf den katholischen Ritus aufmerksam machte mich zuerst die alte katholische Musik, der gregorianische Choral.“ (8) - Vielleicht war der lateinische Kirchengesang für das normalkatholische Leben vor der konzi- liären Reform nicht ganz so bedeutsam, wie M. Mosebach unterstellt, aber immerhin gab es das lateinische Hochamt am Sonntag, das lateinische Requiem mit seinen bewegenden Gesängen, Tantum ergo und Dominus vobiscum, lateinische Hymnen und Respon- sionen, die jedermann ungeachtet seines Bil- dungsstandes mitsingen konnte. Daß davon dreißig Jahre später vielerorts rein garnichts geblieben ist, ist schwer zu verstehen. Ist es nicht doch Zeichen einer gewissen Provin- zialität des geschichtlichen Bewußtseins, wenn man diese diachrone Multikulturalität, die die letzte Dorfgemeinde mit der Welt- kirche der Jahrhunderte verband, restlos auf- gegeben hat? Ist es für Wiederbelebungen, partielle natürlich, zu spät? Könnte ein Ave verum nach der Wandlung das Kirchenvolk vielleicht mehr zur Sache bewegen als das theologisch gewiß korrekte, aber emotional etwas trockene „Deinen Tod, o Herr, verkün- den wir..“?

2. „Nach der Liturgiereform hat sich der Prie- ster umgedreht, sieht die Gemeinde an, wäh- rend er vorgibt, mit Gott zu reden. Das Mo- dell der neuen Liturgie ist der Vorstandstisch bei einer Partei- oder Vereinsversammlung mit Mikrophon und Papieren, links steht eine Ikebana-Schale mit alter Wurzel und bizar- rer orangefarbener exotischer Pflanze, rechts befinden sich zwei Fernsehkerzen in hand- getöpferem Leuchter.“ (84) - Das eine ist dies- ser Spott über das kleinbürgerliche Kunstge- werbe, gravierender aber ist jenes „vorgibt“, weil es im Zentrum des Gottesdienstes Lüge unterstellt. Das versus populum ist längst zum Schibboleth geworden, an dem sich kon- servativ und progressiv aufs probateste schei- den lassen. Aber ist das „zum Volke hin“ wirk- lich für immer und überall die beste Rich- tung, wenn man sich nicht (wie in Lesung und Predigt) ans Volk, sondern mit ihm zu Gott wenden möchte? Ist das vektorielle Durcheinander übermöblierter Chorräume schon der liturgischen Weisheit letzter Schluß ? Wäre vielleicht jenseits ideologi-

scher Verkrampfungen das topologische Empfinden des sakralen Raumes noch ein- mal und vor Ort genau zu überlegen und in eine weniger starre Begehung der Liturgie zu übertragen?

3. „Die Aussichten für ein liturgisches Chri- stentum sind schlecht. Das Zukunftsmodell der christlichen Religion scheint, von heute aus betrachtet, die nordamerikanische Sek- te zu sein, das schrecklichste Gesicht, das die Religion auf der Welt angenommen hat.“ (67f.) - Ob dies das schrecklichste Gesicht ist, weiß ich nicht, aber das pastorale Ideal der Gemeindekirche mit hoher interner Kom- munikationsdichte tendiert wohl zu der ange- deuteten Sozialform. Ein einzelner Mensch, der aus der Wüste der säkularen Zivilisation das Angesicht Gottes sucht und dabei auf die Liturgie als heilige Stätte hofft, wirkt da in der Tat etwas deplaziert. Wohin soll der homo religiosus gehen, wenn er nicht die Gemein- schaft fröhlicher Gotteskinder sucht , son- dern den Ernst des Mysteriums ?

„Es scheint so“, schreibt M. Mosebach ein- mal, „als lebten in der Kirche zwei verschiede Menschentypen, die sich nicht mehr mitein- ander verständigen können, auch wenn bei- de guten Willens wären.“ (49). Wenn das so ist, muß man vorsichtig anfangen.

■ Alex Stock

#### ■ Tagungshinweis

**Die Last des Lebens leichtern**  
**Menschliche Schuld und christliche Feiern der Versöhnung**  
**5. Rothenfelser Liturgietagung**  
mit: Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Prof. Dr. Reinhard Meßner,  
Prof. Dr. Dorothea Sattler, Prof. Dr. Hanne Seitz  
und Prof. Dr. Heribert Wahl

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels  
Oder unter [www. Burg-rothenfels.de](http://www.Burg-rothenfels.de)

### ■ Nur der ängstliche Blick der Gemeinde

Über den Titel des Buches sollte man sich nicht aufregen, er ist polemisch gemeint. Und auch das einem Rundumschlag gleichende Plädoyer für die „gelebte Religion, die Liturgie“ (19), zu dem der gelehrte Jurist mit imponierender Rhetorik ausholt, braucht uns nicht gleich ernsthaft zu beunruhigen, obwohl es das bedenkliche Credo der Traditionalisten darstellt. Wer nämlich wie Martin Mosebach erst nach dem „Achtundsechziger-Rausch“ der Kirche (8) mit eben dieser sich zu befassen begann und im Gottesdienst nichts mehr vorfand von dem, was dem einst ministrierenden Knaben anstößig im Gedächtnis haften geblieben war, gerät in die Gefahr, das damals Unverständene heute zum Mysterium zu erklären, an dem um der „lateinischen Orthodoxie“ willen (87) festzuhalten sei: weil nicht hingenommen werden darf, „daß die Tradition der eintausendfünfhundertjährigen römischen Liturgie unwiderruflich unterbrochen worden ist“ (40). So lautet das Verdikt, die Kampfansage an die Folgen der nachkonziliaren Liturgiereform. Der „objektive Gottesdienst“ wird eingeklagt als das „Gott geschuldete und von Gott geschenkte Opfer“ (34).

Sieht man von dem theologischen und religionsgeschichtlichen Konglomerat einmal ab, mit dem der Autor argumentiert, besonders im Kap. „Liturgie ist Kunst“ (99-117), ist ihm zweifelsfrei recht zu geben, wenn er eine gewisse „Formlosigkeit“ im Gottesdienst konstatiert, jedoch nicht durch Verfälschung des Ritus, wie behauptet, sondern im Verlust von Haltung, Sprache und Stil. Peinlich Privates hat sich im Gottesdienst bemerkbar gemacht, von der munteren Konversation in den Kirchenbänken bis zur Geschwätzigkeit des Zelebranten. Kitsch und Kunstgewerbe treiben ihre Blüten, Räume der Stille werden totgeschlagen und sprachempfindliche Gemüter verletzt.

Ist darob jedoch die geistige Kraft der römischen Liturgie erlahmt?

### Meßopfer und Eucharistiefeier

Der fundamentalistische Unterschied zwischen den Anhängern der alten und der neuen Liturgie, das hat Mosebachs Buch deutlich gemacht, liegt im Gottesdienstverständnis, im Bedeutungswandel vom „Meßopfer“ zur „Eucharistiefeier“. Dieser Einsicht verschließen sich die Traditionalisten. Ihnen gilt die Zerstörung des alten Formenkanons kontemplativer Anbetung im Sakrament als Häresie und die aktive Begehung des Herrenmahls an dessen Stelle wie eine Verfehlung. Das böse Wort vom „Vorstandstisch bei einer Partei- oder Vereinsversammlung“ (84) ist signifikant.

Über diesen Punkt, nämlich daß Eucharistie ein Handeln der Gemeinde, ein Tun in Jesu Gedächtnis ist, wäre zu diskutieren, dem Vorwurf zu begegnen, daß die Liturgiereform vom „ängstlichen Blick auf die Gemeinde“ bestimmt gewesen sei, und Seelsorge nicht mehr „auf den Dienst an Gott“, sondern auf die „Durchknetung und Zurichtung der gläubigen Seelen“ sich konzentriert habe (34).

- Sind Rubriken schlechthin an Sinninhalte des sakramentalen Geschehens gebunden und deshalb unverzichtbar?
- Hat der Ernst der Liturgie unter der Vereinfachung bestimmter Riten, die der Verständlichkeit diene, Schaden genommen?
- Soll man beklagen, daß der Vorsteher der Gemeinde dem Volk sich zuwendet, und wir sehen können, was in unserer Mitte geschieht; daß die respektvolle Distanz zu Hochwürden einer brüderlichen Nähe gewichen ist?
- Sind die Kirchen des Sonntags leerer geworden, weil junge Menschen lieber die Tridentinische Messe feiern würden?

Mißbräuchliches hat sich in die liturgische Praxis eingeschlichen, seit Kanzeln und Kommunionbänke beseitigt sind. Darüber muß nachgedacht werden. Die Väter der Liturgiereform jedoch waren Propheten. Herr Mosebach und die Seinen sollten sie nicht verteuflern.

■ Marianne Regnier

## ■ Geschichts- vergessener Ästhetizismus.

### Kritik an Martin Mosebachs Betrachtungen zur Liturgiereform.

Eine Liturgiereform wie die, die das 2. Vatikanum in Gang gesetzt hat, erheischt Zustimmung wie Kritik. Zustimmung dort, wo die theologischen und spirituellen Ideale, die die Kirchenversammlung formuliert hat, aufgegriffen worden sind und die liturgische Symbolik geprägt hat; Nachfrage dort, wo sich Fehleinschätzungen und Missbräuche in den Gottesdienst eingeschlichen haben. Zu letzterer zählen Einwände, der heutigen Liturgie mangle es an Ästhetik und den Verantwortlichen fehle häufig die notwendige ästhetische Bildung, das Gespür für das Heilige, das im Gottesdienst begegnet, sei mancherorts verloren gegangen, das Mysterium des Glaubens solle deutlicher den Gottesdienst prägen. Wie immer man diese Fragen beantwortet und für wie berechtigt man sie im Einzelnen hält: Sie sind ein Indikator für ein spirituelles Verlangen, das manche in der heutigen Praxis der Liturgie nicht gestillt sehen. Hier lohnen die Auseinandersetzung und das Gespräch, denn es geht um den Kern des Gottesdienstes. Das Buch von Martin Mosebach gehört leider zu jener Literatur, die sich letztlich einem solchen Dialog verweigert. Ein Vorwurf durchzieht das Buch, der die Lektüre in weiten Teilen schwer erträglich macht. So heißt es



Rittersaal der  
Burg Rothenfels  
30er Jahre

einmal bei Mosebach: „Das ist ja gerade die schlimme Lektion der letzten fünfundzwanzig Jahre: wir haben gesehen, daß der, der die altvertrauten, die durch zahllosen Gebrauch geheiligten Gebetsformen stört, damit den Weg zu Gott abschneidet.“ (40) Die Liturgische Bewegung des frühen 20. Jahrhunderts hat den Versuch unternommen, die Verkrustungen v.a. des 19. Jahrhunderts aufzubrechen, die Liturgie, ihre Symbole und Handlungen neu zu entdecken und so zum Sprechen zu bringen, dass ein Leben mit und aus ihnen in neuer Weise möglich werden sollte. Die Menschenwirklichkeit in Gestalt und Handlung der Liturgie den Menschen neu nahe zu bringen, nennt Guardini 1922/23 in seinem kleinen Buch „Von heiligen Zeichen“ (Mainz 1992, 10) als Ziel. Ihm und vielen anderen ging es darum, „am Leib die Seele; am irdischen Vorgang das Geistlich-Verborgene“ (ebd. 11) wahrnehmen zu können. Von diesem Ringen um eine Erneuerung aus der Liturgie wie auch der Liturgie selbst, das im frühen 20. Jahrhundert zu beobach-

ten ist, scheint Mosebach ebenso wenig zu wissen wie von der Tatsache, dass auf allen Ebenen der Kirche diese Erneuerung angestrebt und ihr zugearbeitet worden ist. Wie töricht ist da der Vorwurf, „Wissenschaftler am Schreibtisch“ hätten die Reformen betrieben (66). Die Lektüre lässt keinen anderen Schluss zu, als dass Mosebach wenig von der Geschichte der jüngsten Liturgiereform, ja der Liturgiegeschichte insgesamt weiß. Das Buch enthält, wo es um die Geschichte geht, zahlreiche Fehler, auf denen eine kühne These nach der anderen aufgebaut wird. So trägt Mosebach immer wieder die Behauptung vor, dass Liturgie sich ändere, „ohne daß irgendeiner davon etwas merkt, und ohne daß Willkür im Spiel zu sein braucht“ (28). Wie dann die vielen veritablen und planmäßigen Liturgiereformen der Geschichte, in den Ortskirchen, den Orden, aber auch nach dem Tridentinum, zu erklären sind, bleibt nach Mosebachs Geschichtsschreibung leider ungeklärt. Es ist ein gravierender Mangel des Buches, dass dem Verfasser

der Sinn für die Geschichte der Liturgie und Faktenwissen abgehen. An seine Stelle treten, wie im Falle der Kreuzzeichen, die der Priester nach altem Ritus über die Hostie zeichnete, Spekulationen (111).

Hinzu kommt ein bedenklicher Ästhetizismus. Beschrieben wird etwa die Vorbereitung des Kelches für die Messfeier: „Hermann legte ein zu einem Streifen gefaltetes Tuch in den Kelch, so daß die beiden Enden über den Rand hingen, und bedeckte den Kelch dann mit dem goldenen Teller. Aus einer Holzdose nahm er eine große weiße Oblate, der Bruchstellen eingepreßt waren. Die kam auf den Teller. Den Teller bedeckte eine quadratische Tafel in einem bestickten Leinenüberzug. Und nun suchte er aus einer tiefen Schublade mit roten, grünen und violetten Seidentüchern ein schwarzes, und dies schwarze steife Seidentuch verhüllte den Kelch und seinen Aufbau vollständig. Eine quadratische Seidentasche, in der ein steifgestärktes Leinentuch lag, bildete das Dach des Kelchs. Er war jetzt zu einem schwarzen Seidentzelt geworden. In steifen Falten stand das Tuch um den Kelch herum.“ (147) Wohlgemerkt: Nicht um Ästhetik der Liturgie, um Glaubensästhetik, geht es, denn hierüber könnte das Gespräch mit dem Schriftsteller anregend und hilfreich sein. Hier und an anderen Stellen erscheint das Schöne als Selbstzweck, die

Form wird zur Äußerlichkeit, geht auf Kosten des Gehalts. Genau das ist es, was die jüngste Liturgiereform aber abgelehnt hat und überwinden wollte.

Schließlich muss sich ein Kritiker der Liturgiereform wie Mosebach, der den Anspruch vertritt, den wahren katholischen Ritus gegen seine vermeintlichen Verbiegungen durch die Liturgiereform verteidigen zu wollen, fragen lassen, ob die Maßstäbe stimmen, mit denen eine immerhin von einem Konzil in Gang gesetzte Reform in solcher Form in Frage gestellt wird. Sätze wie die folgenden lassen daran zweifeln: „Studentenrevolten in Deutschland, Frankreich, in den Vereinigten Staaten; der Beginn der chinesischen

### ein bedenklicher Ästhetizismus

Kulturrevolution mit Millionen Toten, mit ihrer Bilderstürmerei, der Verwüstung von Tempeln und Kunstschätzen - und das Jahr der Liturgiereform.“ (74) Mosebach treibt das auf die Spitze, wenn er anfügt: „Diese Ereignisse gehören zusammen, auch wenn sie nicht zusammenzugehören scheinen. Die künftige Geschichtsschreibung wird nicht anders können, als hier einen tiefen Zusammenhang zu erblicken.“ (74)

In seiner Fundamentalkritik an der jüngsten Reform vergisst Mosebach nicht nur jedes Maß, ihm unterlaufen auch peinliche Fehlurteile. So liest man: „Offenbar sind nur profane Philologen imstande, diese Gebetsformu-

lierungen [des alten Missale; BK] ... unter literarisch-künstlerischen Gesichtspunkten zu würdigen“ (112). Es folgt ein Ausschnitt aus einem Artikel aus Kindlers Literaturlexikon, den kein anderer als der Liturgiewissenschaftler Burkhard Neunheuser OSB und damit ein Vertreter der von Mosebach immer wieder diffamierten Theologenzunft geschrieben hat. Schlägt man im Kindler nach, sieht man, dass Mosebach recht selektiv zitiert. Dass der Laacher Benediktiner wenige Zeilen später festhält, die Liturgische Bewegung habe „ihren höchsten Ausdruck im Reformwerk des Zweiten Vatikanischen Konzils“ gefunden und „ihre entscheidenden Impulse gerade aus dem Missale Romanum“ geschöpft, wird bei Mosebach übergangen (Kindlers Literaturlexikon. Bd. 5. Zürich 1986, 6356). Vielleicht liegt es am Schlusssatz des „profanen Philologen“, den man auch gerne zitiert gesehen hätte: „Das Buch dürfte in seiner bisherigen Gestalt kaum fortleben, doch kann es wesentliche Kräfte an das neue Meßbuch einer Universalkirche weitergeben.“ (6357) Mosebachs Buch ist ärgerlich, umso mehr, als das Gespräch mit Schriftstellern und anderen Künstlern über Sprache und Symbolik der Liturgie notwendig wäre und fruchtbar sein könnte. Es ist ja nicht so, als ob es in der Liturgie der Kirche keine Defizite gäbe. Doch für einen solchen Dialog bedarf es einer Achtung des Gegenübers, die man bei Mosebach leider vermisst.

■ Benedikt Kranemann

■ **Zwei benediktinische Anfragen**



1. Nichts soll dem „Opus Dei“ vorgezogen werden, bestimmt Benedikts Regel (43,3). Das galt durch viele Jahrhunderte. Dieser Vorrang des „Opus Dei“ im Sinn des liturgischen Gottesdienstes hat die Klöster Benedikts geprägt und - bei Vernachlässigung - ihren baldigen Niedergang angezeigt. Wenn im Lauf der langen monastischen Ordensgeschichte immer neu Reformen nötig waren - so etwa im frühen Mittelalter bei der tiefgehenden Auseinandersetzung von Cluny und Citeaux, aber auch beim Verfall einstmals blühender Abteien wie Helmarshausen, um nur die-

sen Namen zu nennen -, muß man auf den jeweiligen Stellenwert des „Opus Dei“ schauen, und man begreift, weshalb das Kloster, je nachdem, nicht lange mehr existieren konnte oder, wider Erwarten, größer als vorher aufblühte.

2. Warum Reformen? Weil die Klöster von Menschen getragen waren, die in ihrer Zeit lebten, und weil diese Klöster für Menschen lebten, die ihrer jeweiligen Zeit zugehörten. Da kann zwar nicht der Gehalt sich ändern, wohl aber die Gestalt. Dies umso mehr, als „Opus Dei“ nicht identisch ist mit dem liturgischen Gottesdienst, also mit dem Stundengebet und der Eucharistiefeier, sondern - man vergleiche die

Forschungen etwa von Irénée Hausherr SJ - das gesamte aus dem Glauben gelebte Leben eines Christen bezeichnet. Alles, was nicht nur im Kloster, sondern im Leben eines Getauften sich vollzieht, ist „Gottes Werk“, nicht allein Werk des Menschen. Es ist immer, vorgängig, Werk der göttlichen Gnade. Gerade darum aber vollzieht sich „Opus Dei“ im geschichtlichen Dasein. Denn Gottes Gnade ist menschgewordene Gnade und als solche in die Geschichte eingegangen.

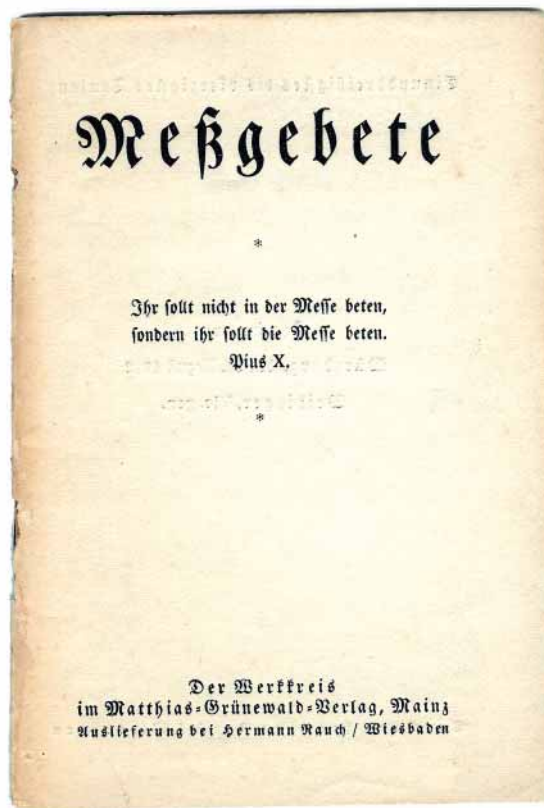
3. Andererseits ist Liturgie, so die etymologische Herkunft, „Werk des Volkes“. Es

gibt keine Liturgie ohne Menschen, die sie feiern. Was feiern? Das Mysterium Gottes in Jesus Christus. Liturgie ist Antwort der feiernden Gemeinde auf den sich mitteilenden Gott. Gewiß eingeordnet in eine hierarchische Ordnung. Nicht jeder kann alles tun. Römisch-christliche Liturgie ist weder demokratisch noch monarchistisch. Sie steht und fällt mit der Ordnung des neutestamentlichen Gottesvolkes. Und das heißt: Die liturgiefeiernde Gemeinde ist ebenso das pilgernde Gottesvolk wie das Abbild des einen Christus, also Haupt und Glieder und nur so Kirche in der schon angebrochenen Verheißung des gegenwärtigen und des entgegenkommenden Herrn. Aber als solche steht sie und steht jeder der Feiernden im geschichtlichen Suchen eben dieser Kirche nach der je jetzt gebotenen Gestalt dessen, was die Bible de Jérusalem „Tente de la Présence“ nennt, Zelt der Gegenwart Gottes für unterwegs, Haus der Pilgerschaft (Ps 119,54 - „en ma demeure d'étranger“) und nicht feste Bleibe für immer. Liturgie ist nicht Ziel, sondern Statio auf dem Weg zum endgültigen Ziel. Suchende Sehnsucht der hörenden Kirche findet ihre Stimme in der feiernden Dankbarkeit von Glaubenden, die Ja sagen lernen zu Gottes Werk und somit zu allem, was ist.

4. Aus dem Angedeuteten ergibt sich die Unwandelbarkeit des Gehalts, ebenso aber auch das Tasten nach der je heutigen Gestalt. In Martin ►

Mosebachs Buch „Häresie der Formlosigkeit“ scheint aus benediktinischer Perspektive Gehalt und Gestalt der Liturgie unstatthaft vermengt. Oft scheint es, als sei die monastische Liturgie ihrer selbst sehr sicher und also durch die Jahrhunderte hindurch notwendig unwandelbar. Aber bereits die Regel Benedikts macht mit Nachdruck darauf aufmerksam, daß die dort bis ins Einzelne festgelegte Ordnung - speziell des Stundengebetes - nicht die einzige mögliche ist. „Wenn einer (mit ihr) nicht einverstanden ist, stelle er eine andere auf, die er für besser hält.“ (18,22). Leichter soll diese Ordnung nicht sein, aber nach dem Urteil der Zuständigen angemessener, und zwar den Menschen angemessener, die Eucharistie und Stundengebet feiern. Damit ist kompetenter Kritik am „status quo“ Raum gelassen, aber nicht dem starren Entsetzen vor dem „aggiornamento“ des II. Vatikanischen Konzils, wie es Mosebach überdeutlich ins Wort bringt.

5. Jeder kann monastische Gottesdienste miterleben, die ihn unmittelbar ansprechen. Er spürt den eklatanten Unterschied zum normalen, wenn auch sorgfältig gehaltenen Gemeindegottesdienst und dem besonderen



Klima des „Opus Dei“ in einer Abtei, deren Kommunität die Suche nach Gott und den Lobpreis des Schöpfers als prägend für ihr gesamtes Leben bezeugt. Das Unterscheidende scheint im monastischen Gottesdienst mehr als sonst die Gemeinde zu sein, die die Liturgie trägt. Ordnung, Regel, Ritus geben Kraft zum Mit-Einander und Für-Einander vor und mit Gott. Die Gebetszeiten unterbrechen Arbeit und Gemeinschaftsleben, aber sie stützen sie auch ganz entscheidend. Sie sind Lebenshilfen, nicht welt- und wirklichkeitsfremde Barrieren. Wie anders ist es möglich, daß etwa der geistgewirkte gregorianische Gesang, den die Geisttaube nach der Legende dem Papst Gregor dem Großen ins Ohr geflüstert habe, heute in gar nicht kirchlichen Räumen

und Milieus - gerade bei jungen Menschen - zum Hit werden kann? Doch wohl nur daher, daß, wie Rilke sich ausdrückt, in den Psalmen der ganze Mensch sich finden kann. Oder, mit einem Mönch unserer Tage, daß „im Gesang der Psalmen während des Stundengebetes...dem Beten nichts anderes übrig (bleibt), als auf einem Dauerton Fluch und Lobpreis, das ganze Leben, auszuhalten.“ (Nikolaus Nonn OSB).

Insofern können Klöster und ihre Gottesdienste wegweisende Zellen der Kirche sein, ohne sich den eigenständigen Entwicklungen aufzudrängen. Abgesehen davon: Es gibt durchaus Abteien - Mosebach bringt ein sehr typisches Beispiel -, die genau in das Schema passen: „Alt ist gut, neu ist schlecht“. Man kann nicht behaupten, daß solche Klöster keinen Anklang finden, auch bei jungen Leuten. Aber was besagt das für Gültigkeit bzw. Reformbedürftigkeit der Liturgie-Gestaltung?

6. Zwei Anfragen -neben vielen ungenannten Fragen -an den Autor drängen sich auf, wenn man fast ein Leben lang nach Benedikts Regel und also „unter der Führung des Evangeliums“ Christ zu sein versucht hat.

Die erste: Ein Leitwort der Regel und des Evangeliums

ist das Hören mit dem Ohr des Herzens und das Tun des Gehörten, also der Gehorsam. Gehorsam in diesem Doppelsinn: hören und tun ist zuerst dem Geist, der zu den Gemeinden spricht, geschuldet (RB Prol 11; Offb. 2,7). Kann sich der Autor überhaupt vorstellen, daß und wie eine Gemeinde sich und ihre Liturgie wandelt im Gehorsam dem Geist gegenüber? Nicht in erster Linie einer jahrhundertelangen Tradition, speziell dem Tridentinum gegenüber gehorchend, auch nicht nur den vorgegebenen Riten folgend, sondern dem Geist? Von ihm heißt es Joh 3,8, daß er „weht, wo er will“. Die Rez. hat manche Veränderungen in ihrem Kloster miterlebt, auch zum Teil miterlitten. Was die Liturgie betrifft, die Prägung im Sinn der Laacher Mysterientheologie, die Loslösung vom einseitigen Kultmysterium in einer klugen Öffnung zu den Menschen, die in zunehmender Zahl die monastischen Gottesdienste besuchten, und in deren Gefolge Besinnungswochenenden, gegenseitige Bereicherung in Gesprächen und anderen Kommunikationen, schließlich die Liturgiereform, die Johannes XXIII, Paul VI und kirchenumfassend das II. Vatikanische Konzil initiierten. Wie die monastische Kommunität im Zusammen von Gottes und der Menschen Werk („Opus Dei“) der Stimme des Geistes im Heute zu folgen sucht, hat die Rez. erfahren. Nichts anderes ist mit „aggiornamento“ gemeint.

Eine zweite Anfrage an den Autor: Hat er wirklich nur

Negatives in der Wandlung der Liturgiegestalt - nicht Liturgiegehalt! - feststellen können? Ist ihm völlig entgangen, daß Veränderungen in der Gottesdienstgestaltung auch positive Auswirkungen auf die mitfeiernden Gemeinden mit sich gebracht haben und bringen? Ich nenne nur die von Gemeindemitgliedern eingebrachten Fürbitten oder auch die vor dem Konzil - in unserem monastischen Gottesdienst - unbekannte Homilie. Ich nenne die Umgestaltung der Gottesdiensträume - etwa die Stellung des Altares, um den sich die ganze Gemeinde versammelt, ohne die gebotene Ordnung aufzugeben oder gar den Opfercharakter einer bloßen Mahlfeier unterzuordnen. Kann man solche und andere Veränderungen als unästhetisch aburteilen, gar als „Häresie der Formlosigkeit“? Ganz abgesehen vom gegenseitigen Zueinander von Liturgie und Diakonie mit ihrer fruchtbare Auswirkung auf jede und so auch auf eine monastische Gemeinde. Ohne Erschließung des liturgischen Geschehens, die gerade in unserer Zeit der Gottferne und Glaubensverdunstung unerlässlich ist, werden unsere Kirchen noch leerer und unsere Gemeinden noch liturgieunfähiger. Woher soll aber diese Erschließung kommen? Woher soll den Reformen der Weg gebahnt und ein solides Fundament geboten werden, wenn nicht von der feiernden Gemeinde und ihren Mitgliedern?

Benediktinisches „Opus Dei“ bezieht sein besonderes Profil und Flair nicht aus dem

Ästhetizismus, so sehr das Schöne Kennzeichen des vom Geist Gewirkten ist, auch nicht im Ritualismus oder Institutionellen, so sehr die heilige Ordnung eine Gottsuchende Gemeinde prägen soll, sondern im gehorsamen Hören auf den Geist. Gottes Geist kann Tradition und Zukunft verbinden, im liturgischen Vollzug wie im unermüdlichen Bemühen um eine vom Altar her geprägte Gemeinde und Kirche.

Mir scheint diese Neubesinnung auch in einer von Priesterangel geplagten Situation geboten zu sein. Es gibt eine Unverwechselbarkeit von Eucharistie als Gedächtnisfeier des Opfers Christi und von Wortgottesdienst, der Gemeinde um den „Tisch des Wortes“ versammelt. Opfer und Mahl der Eucharistiefeier kann durch die „Feier des Wortes“ nicht ersetzt werden. Von dieser höchst aktuellen Problematik, die in naher Zukunft auch benediktinische Frauenklöster betreffen kann, findet man konsequenterweise keine Spur in Mosebachs „Häresie der Formlosigkeit“.

■ Corona Bamberg OSB

■ Autoren und Autorinnen

- Dr. Corona Bamberg OSB, Benediktinerin der Abtei Herstelle. Dr. phil. und Autorin
- Dr. Gunda Brüske, Lehrauftrag für Liturgiewissenschaft an der Universität Fribourg/Schweiz
- Prof. Dr. Benedikt Kranemann: Professor für Liturgiewissenschaft an der Universität Erfurt
- Dr. Marianne Regnier, ehem. Geschäftsführerin des Verlages Josef Knecht Frankfurt am Main
- Prof. Dr. Thomas Sternberg, Akademiendirektor der Akademie Franz-Hitze Haus Münster
- Prof. Dr. Alex Stock, Professor em. für Theologie und ihre Didaktik in Köln.

# Irmtraud Fischer

14.6.1957 geboren in Bad Aussee, Österreich, nach der Ausbildung zur Volksschullehrerin Studium der Katholischen Theologie an der Karl Franzens-Universität Graz; 1988 Promotion; 1995 Habilitation; seit 1997 ordentliche Professorin für Altes Testament und Theologische Frauenforschung an der Kath. Theol. Fakultät Bonn; 1998 Berufung in den Übersetzungskreis der Zürcher Bibel; 2003 Verleihung des „Bad Herrenalber Preises“ der Ev. Kirche Baden.

## Buchveröffentlichungen:

- Wo ist Jahwe? Das Volksklagelied Jes 63,7-64,11 als Ausdruck des Ringens um eine gebrochene Beziehung, SBB 19, Stuttgart 1989.
- Die Erzeltern Israels. Feministisch-theologische Studien zu Gen 12-36, BZAW 222, Berlin 1994.



- Tora für Israel - Tora für die Völker. Das Konzept des Jesajabuches, SBS 164, Stuttgart 1995.
- Gottesstreiterinnen. Biblische Erzählungen über die Anfänge Israels, Stuttgart 2000 (2., bearbeitete Auflage).
- Rut, HThK.AT, Freiburg 2001.
- Gotteskünderinnen. Zu einer geschlechterfairen Deutung des Phänomens der Prophetie und der Prophetinnen in der Hebräischen Bibel, Stuttgart 2002.

• Genderfaire Exegese. Gesammelte Beiträge zur Reflexion des Genderbias und seiner Auswirkungen in der Übersetzung und Auslegung biblischer Texte, exuz, Münster 2004.



## Gotteskünderinnen

### Geschlechterfaire Exegese

Die Fragestellungen und Ergebnisse feministischer Exegese sind inzwischen nicht mehr nur für feministisch interessierte Frauen bedeutsam, sondern haben Relevanz für die gesamte Theologie erlangt. Zum einen, weil sie zum Wissensgebäude, das mit dem vorherrschenden androzentrischen

Exegeseparadigma der historisch-kritischen Methode entwickelt wurde, eine notwendige „Kompensationsgeschichte“ erarbeiten und so eine der historischen Realität entsprechendere Erforschung der weiblichen Lebenszusammenhänge und der sozialgeschichtlichen Ordnung des Zusammenlebens der Geschlechter bieten.

Zum anderen, weil sie mit literaturwissenschaftlichen Ansätzen kritisch befragen, wie weit die Konstruktion der Lebenswelten in den Texten - und durch das Lesen der Texte bis heute - mit männlichem Blick geschieht. Meinen eigenen hermeneutischen Ansatz, der Frauen nicht als Sonderkategorie des Menschseins behandelt, definiere ich als „geschlechterfair“. Ich gehöre der kritisch-feministischen Richtung an, die mit einer befreiungstheologischen Option arbeitet und daher auch sozialgeschichtliche Fragestellungen für bedeutsam hält. Literaturwissenschaftliche Ansätze werden nur insoweit übernommen, als diese noch historische Rückfragen an die Texte zulassen. Gleichzeitig halte ich die Hinwendung zum biblischen Endtext, um sich Rechenschaft über seine Aussage zu geben, für jeglichen methodischen Ansatz in der Exegese für unumgänglich notwendig.

Ein geschlechterfairer Forschungsansatz untersucht die unterschiedliche Wertung von Sachverhalten einzig aufgrund des Geschlechts, nicht nur in bezug auf das als überlieferungs- und untersuchenswert gehaltene

Wissenskorpus, sondern ebenso in bezug auf die in der Forschung ausgewählten Fragestellungen und Theoriebildungen sowie die Anwendung der Methoden. Solange allerdings im gesellschaftlichen Kontext der Auslegenden noch keine soziale Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern erreicht ist, ist dieser gender-faire Zugang nicht neutral, sondern mit feministischer Option zu betreiben.

### **Der christliche und der jüdische Kanonteil der Prophetie: Schriftprophetie versus Prophetie in der Nachfolge des Mose**

Der Kanonteil der Prophetie wird in der jüdischen und der christlichen Tradition unterschiedlich abgegrenzt. Die Hebräische Bibel rechnet die in der Anordnung der von den Christen übernommenen griechischen Bibel als Geschichtswerke verstandenen Bücher Jos - 2 Kön zu den „Propheten“ und nennt diesen Teil „Vordere“ oder „Frühe“ Prophetie. Prophetie wird daher nicht - wie in der christlichen und vor allem in der wissenschaftlich exegetischen Tradition der letzten Jahrhunderte - auf die „Schriftprophetie“ enggeführt, sondern mißt den Erzählungen um prophetische Figuren, die die Geschichte Israels begleiten, wesentlich höheren Wert zu. Dadurch wird auch das in der kirchlichen Praxis oft zu findende Mißverständnis, daß Propheten ausschließlich Männer gewesen seien, da doch die vier großen und die zwölf kleinen Prophetenbücher unter den Namen von männlichen Propheten überliefert sind, einschneidend korrigiert.

In den Erzählungen um Prophetinnen, die nach der biblischen Geschichtsdarstellung alle Epochen der Geschichte Israels mit ihren männlichen Berufskollegen prägen, wird Prophetie als Funktion der Gotteswortvermittlung in der Nachfolge des Mose verstanden, wie sie im Prophetiegesetz der sogenannten „Ämtergesetzgebung“ des Buches Deuteronomium 18,9-22 dargestellt wird. Diese Sichtweise der Prophetie ist zwar vermutlich nicht die historisch ursprüngliche, aber sie ist wesentlich „biblischer“ als die christliche Sichtweise der Prophetie als Schriftprophetie. Denn der kanonische

Endtext, der allein zur „Heiligen Schrift“ geworden ist, präsentiert sowohl in den sogenannten „Geschichtsbüchern“ als auch in den Prophetenbüchern dieses, vermutlich in der Spätzeit eingetragene, theologische Konzept. Dies erweisen etwa die großen Geschichtsrückblicke, die die gesamte Geschichte Israels als von der Prophetie begleitet darstellen (vgl. 2 Kön 17.21) oder auch jene Passagen in Jes - Mal, die Prophetie als Aktualisierung der Mose-Tora verstehen (vgl. z. B. Jes 8,16-20; 30,8-13; Am 2,4 f.).

### **Die Prophetinnen der Hebräischen Bibel**

Wird das Alte Testament mit dem Blickwinkel der Kanoneinteilung der Hebräischen Bibel gelesen, so fügen sich die Prophetinnen Mirjam, Debora und Hulda wesentlich harmonischer ins Bild biblischer Prophetie als in jener der christlichen Gliederung. Mirjam, die Schwester Moses und Aarons und - nach genealogischem Denken daher mit Mose, dem Propheten par excellence, gleichwertige - Prophetin, verankert die Prophetie von Frauen in der Tora. Nicht Samuel steht in der unmittelbaren Nachfolge von Mose und auch nicht Elija, sondern die Prophetin Debora. Die Reihe, die mit ihr den Kanonteil der Vorderen Prophetie eröffnet, wird durch Hulda, Prophetin zu Jeremias Zeiten, abgeschlossen. In der Schriftprophetie findet sich die Notiz, daß Jesaja zu „der Prophetin“ geht und offensichtlich bei ihr die empfangene Gottesbotschaft aufzeichnet. Joël verheißt für kommende Tage schließlich die Ausgießung des Geistes, der explizit auch bei Frauen die Prophetie bewirkt. Das Phänomen weiblicher prophetischer Gestalten ist aber vermutlich nicht - wie sowohl beim Mirjam- als auch beim Deboralied oft angenommen - uralte, sondern verweist auf die Spätzeit: Möglicherweise stammt es aus dem Umkreis der Prophetin Noadja, mit der Nehemia sich auseinandersetzen muß.

■ Irmtraud Fischer

■ Seminarhinweis  
Gotteskundlerinnen  
Prophetinnen der Hebräischen Bibel  
Mit Prof. Dr. Irmtraud Fischer

Vom 27.-29. Februar 2004  
Info und Anmeldung über die Verwaltung  
der Burg Rothenfels  
oder unter [www.burg-rothenfels.de](http://www.burg-rothenfels.de)

# Mitglieder- versammlung

## Bericht über die Mitgliederversamm- lung der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. vom Pfingstmontag, 09. Juni 2003 auf Burg Rothenfels

Der Vorsitzende, Dr. Meinulf Barbers, begrüßt die Versammlung, stellt die form- und fristgerechte Einladung sowie die Beschlussfähigkeit bei 82 (Vj. 66, Vvj. 83) anwesenden Mitgliedern fest. Protokoll: A. Busch. Kein Widerspruch.

(Das umfangreichere und formalere Protokoll kann auf Burg Rothenfels von Mitgliedern nach Anmeldung eingesehen werden.)

Zunächst wird der Vorstand vorgestellt: Meinulf Barbers, Albrecht Busch, Bernhard Diez, Bettina Herbst, Ansgar Held und als Sprecherin des Burgrates: Gerburg Crone. Meinulf Barbers gibt den **Bericht des Vorstandes**: Die Mitgliederzahl beträgt Pfingsten 2003 1242 (Vj 1317, davor 1381 und 1424), zwar gab es 41 Eintritte, aber 99 Mitglieder sind - allermeist aus Altersgründen - ausgetreten, 17 davon standen auf der Totenliste, die im Pfingstmontagsgottesdienst verlesen wurde. Meinulf Barbers dankt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Burg für ihr Wirken: Rosemarie Richartz, Christine Hans und Joachim Hake in ihren leitenden Aufgaben. Den Stellvertretern Christl Knotte in der Hauswirtschaft und Gotthold Beyhl in

der Herberge ebenso wie allen weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Insgesamt beschäftigt die Burg derzeit 35 Personen, darunter eine Auszubildende, 25 in Teilzeit. Weitere rund 30 Personen arbeiten ehrenamtlich in Gremien oder beratend für die Burg. Als Burgwart schied Ulrich Chwalek am 31. Januar 03 auf eigenen Wunsch aus, János Wágner hat das verantwortungsvolle Amt am 01.02.03 zunächst stellvertretend übernommen, seit dem 01.05.03 voll. Oberwerkmeister Reinhold Müller geht zum 30.06.03 in den Ruhestand. Seinem praktischen Verstand, seiner fleißigen Hand und seiner Umsicht hat die Burg seit seinem Eintritt am 1. November 1974 viel zu verdanken. Sein Nachfolger als Werkmeister ist Erhard Roth, der schon seit dem 01.04.03 auf der Burg arbeitet.

### Bettina Herbst berichtet über Bau- und Sicherheits- maßnahmen.

Mit dem Brandschutz (MSP), den örtlichen und überörtlichen Feuerwehren sowie dem Sicherheitsberater Herrn Leeser besteht gute Zusammenarbeit. Die Burganlage wurde mehrfach begangen, Rauchmelder wurden installiert. Die Begehung mit der Brandversicherung und einem Vertreter der Regierung von Unterfranken zeigt die Notwendigkeit weiterer Maßnahmen im Bereich zwischen Kemenaten und Westpalas sowie einer Erweiterung der Brandmeldeanlage. Vor allem aber ist die Heizungsanlage der Innen-

burg in der nächsten Zeit zu erneuern.

Albrecht Busch gibt den Bericht des Kurpfalz-Gremiums, das 2002 wiederum alle Tagungsgebührenermäßigungen, vorwiegend für Jugendliche, übernommen hat.

Bernhard Diez legt die Jahresabrechnung vor und erläutert die Besonderheiten. 48241 Übernachtungen, davon 25671 in der JH übertreffen das Vorjahr. Trotzdem ist die Vermögen um 106 T€ (Vj. 75 T€) gemindert. Der Vorstand hat bereits reagiert. Bernhard Diez weist auf die Notwendigkeit hin, jetzt Bauschulden des Amtshaussaales abzutragen, was nur durch vermehrte Spenden der Mitglieder möglich ist. Er ruft zu einer neuen Spendenaktion auf.

Die beiden Prüferinnen Inge Bogner und Inge Holstein geben ihren Prüfungsbericht. In fünf Prüfungen konnten sie die Ordnungsmäßigkeit der Buchführung und die Kassensicherheit feststellen. Sie empfehlen und beantragen Entlastung des Vorstandes.

In der **Diskussion** weist Albert Wiedenmann auf den mangelhaften Zustand der Reigenwiese („weder Reigen noch Wiese“) hin und bietet einen Abhilfeplan an. Heinrich Steiger schlägt projektbezogene Spendenaufrufe und das Anlegen einer Liste von Amtsrichtern im Strafbereich vor.

Anschließend wird die Entlastung des Vorstandes bei Enthaltung der Betroffenen ein-

stimmig erteilt. Die beiden Prüferinnen Ingeborg Bogner und Inge Holstein werden bei Enthaltung der Betroffenen und des Vorstandes einstimmig wieder gewählt.

Die **Vorstandswahl** bis Pfingsten 2007 ergab - jeweils ohne Gegenkandidaten -:

Dr. Meinulf **Barbers** als Vorsitzender (ohne Gegenstimme), Dr. Mathilde **Schaab-Hench** (bei 2 Gegenstimmen) als dessen Stellvertreterin, Dipl.-Hdl. Albrecht **Busch** (bei 1 Gegenstimme) als Schatzmeister, Dipl.-Ing. Bettina **Herbst** (bei 2 Gegenstimmen) und Dr. Ansgar **Held** (bei 2 Gegenstimmen) als weitere Mitglieder.

Im **Bericht des Burgrates** stellt dessen Sprecherin Gerburg Crone den Burgrat vor: Dr. Joachim Ackva, Gerburg Crone, Dr. Gudrun Kuhn, Wolfgang Rückl, Susanne Stierle, Alexander Susewind,

sowie von Amts wegen Dr. Meinulf Barbers als Vorsitzender der Vereinigung, Dr. Gottfried Fuchs als Burgpfarrer und Sabine Löbber-Sudmann als Vertreterin des Bundes Quickborn. Sie dankt Joachim Hake für die gute Zusammenarbeit. Burgratsmitglieder begleiten bestimmte Tagungen, Ostern wird von einigen vorbereitet. Die Zukunftswerkstatt im Juni 2002 brachte für den Burgbrief ein neues Konzept und ein neues Äußeres („konturen“), einen attraktiven Internet-Auftritt ([www.burg-rothenfels.de](http://www.burg-rothenfels.de)), den das Mitglied Matthias Schröder umsetzte, und ein neues Pfingstkonzept mit mehreren Tagungen parallel, so dass die Generationenvielfalt verwirklicht werden konnte.

Den **Bericht über die Tagungsarbeit** von Pfingsten 2002 bis Pfingsten 2003 gibt der Bildungsreferent Joachim Hake unter dem Stichwort:

„konturen“. Erkennbarkeit und Anschaulichkeit, Profil und Prägnanz bestimmen wo möglich den Horizont christlicher Bildung auf Burg Rothenfels und die Inhalte der Tagungen.

**Anträge** liegen schriftlich nicht vor, werden auch nicht gestellt.

Unter **Verschiedenes** bittet der Vorstand wiederum alle Mitglieder, auch Freunde, Kinder und Enkel zum Eintritt in den e.V. zu bewegen. Für den Bestand von Burg und Burgarbeit ist es wesentlich, dass viele Christen die Burg zu ihrer eigenen Sache machen. - Meinulf Barbers bittet um Kontakt zu Strafrichtern in Bayern wegen Bußgeldzuwendungen. - Zwei Ölbilder der Burg werden angeboten. Nach Abschluss der Mitgliederversammlung um 12.10 Uhr erbringen sie Spenden von insgesamt 3.000 €.

■ Albrecht Busch

### ■ Verabschiedung von Oberwerkmeister Reinhold Müller



Mit einem Wortgottesdienst und einem festlichen Abendbuffet verabschiedeten am 30.06.03 die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Vorstand, die Burgarchitekten, ehemalige Mitarbeiter und ZiVis den Oberwerkmeister Reinhold Müller in die Rente. Seit dem 01.11.1974 war Reinhold Müller in allen handwerklichen Bereichen zielstrebig und mit viel Phantasie für die Burg tätig. „Sie waren - so Meinulf Barbers in der Dankrede - in all diesen Jahren ein Glücksfall für die Burg, Sie waren und sind ein Segen für uns.“

### ■ Festanstellungen auf Burg Rothenfels



Der Vorstand der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. hat mit Wirkung vom 1. Oktober 2003 nach erfolgreicher Probezeit Herrn Erhard (links) Roth als Werkmeister und Herrn János Wágner als Burgwart fest angestellt.

# Vorstand und Burgrat

## ■ Der Vorstand berät

Vornehmlich um den Personenschutz in der Innenburg ging es auf den jüngsten Vorstandssitzungen vom August und Oktober 2005. Im letzten Jahr haben Gespräche mit dem Brandversicherer und der Regierung von Unterfranken sowie Übungen mit dem Personal und Übungen der Feuerwehren stattgefunden. Über bauliche Veränderungen wurde beraten. Zunächst soll konkret als nächster Schritt eine geschleifte Brandmeldeanlage installiert werden. Teils netzgebunden an eine Ringleitung angedockt, teils als Funk-Nebenstellen müssen Brandmelder angebracht werden, die über eine Zentrale direkt bei der Feuerwehr in Marktheidenfeld auflaufen. In den Schlafräumen können voraussichtlich unabhängige Melder angebracht werden, damit nicht wegen jeden Unfugs gleich die Feuerwehr anrückt. Burgarchitekt Roland Ritter und ein Elektroingenieurbüro sind die Planungspartner, vom Vorstand koordinieren Bettina Herbst und Ansgar Held. Der Sicherheitsbeauftragte Herr Leser berät mit seinem technischen Sachverständigen.

Weil außerdem noch die Energie-Einsparverordnung bis Ende 2004 eine neue Heizzentrale und einen Kamineinsatz in der Innenburg erforderlich macht, müssen alle laufenden Einnahmen hierfür verwendet werden. Für den Schuldendienst aus der Amtshausrenovierung soll wieder eine Spendenaktion anlaufen. Hoffentlich mit Erfolg; bislang war auf die Mitglieder des Trägervereines Verlass.

■ Albrecht Busch

## ■ Preise 2004

Der wunderschöne, auch viel gebrauchte neue Gartensaal am Amtshaus hat Schulden hinterlassen, die nicht ganz so schnell abgetragen werden konnten wie beabsichtigt. Die Gehälter der 34 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, viele davon in Teilzeit, sind angepasst worden. Die gesamtwirtschaftliche Flaute und ein neues Freizeitverhalten haben die Teilnahme an Tagungen gedämpft - glücklicherweise geringer als in vergleichbaren Häusern. Ausserdem kommen auf die Burg kostenintensive Brandschutzauflagen und die Erneuerung der Heizzentrale und des Kamins zu.

Die laufenden Ausgabenerhöhungen müssen durch Sparen und durch Einnahmeerhöhungen ausgeglichen werden. Daher hat der Vorstand zunächst die Kostenseite durchforstet, wo noch Einsparungen möglich sind. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tun ihr Mögliches. Aber auch die Einnahmenseite musste verbessert werden. Sowohl im Jugendherbergs-Bereich wurden die Preise im Rahmen des DJH-Verbandes angehoben als auch im Tagungsbereich. Die neuen Preise kann man unter [www.burg-rothenfels.de](http://www.burg-rothenfels.de) einsehen oder bei der Verwaltung anfordern. Auch Tagungsgebühren werden angehoben. Mit den Preisen bischöflicher Häuser darf man die Burgpreise freilich nicht vergleichen. Nach wie vor erhält die Burg Rothenfels keine Kirchensteuermittel für ihre trotzdem kirchliche Bildungsarbeit. Diese Unabhängigkeit will sie sich bewahren.

Zur rascheren Rückführung der Schulden aus Amtshausanierung und Amtshaussaal ruft der Vorstand die Mitglieder zu Spenden auf. Bitte helfen Sie mit, dass Schulden und Zinslast der Burg bald wieder kleiner werden.

■ Der Vorstand



## ■ Bergfried wieder offen

Seit Ende 2002 musste der Bergfried zur Sicherheit verschlossen bleiben. Die Außentreppe hatte morsche Balken. Inzwischen haben Werkmeister Erhard Roth und Alexander Hardt die Balken ausgetauscht und neue Treppenstufen und Handläufe gesetzt. Ein Spender hat die

Balken finanziert. Seit August 2005 kann der Bergfried - 26,50 m bis zur Mauerkrone hoch - wieder bestiegen werden. Übrigens gratis. Die nächste Sperre droht von Ende April bis Mitte Mai 2004, wenn die Falken wieder dort nisten. 1996 bis 2001 hatten sie je 4-6 Junge. Auch Käuzchen finden nun schon seit fünf Jahren in einer Balkenaussparung der Außenwand den nötigen Schutz für ihre 2-3 Jungen.

## ■ Bericht aus dem Burgrat

Während der Burgratssitzung vom 19.-20. September 2003 wurden das Jahresprogramm 2004 abschließend besprochen und neue Schwerpunkte im Bildungsprogramm diskutiert. Neben der Fortführung bewährter und eingeführter Veranstaltungsreihen (Liturgie/ Hochbegabung/ Medizin-Theologie-Therapie) zeichnen sich für die Zukunft folgende Arbeitsfelder ab:

Verstärkung des Dialogs zwischen den Generationen, stärkere Bewerbung der Zielgruppe der 20-30jährigen, Erweiterung des interreligiösen Dialogs um das Thema: Buddhismus, philosophische Tagungen im Ausgang von theologischen Inhalten (so in einer Tagung zu: Paulus und die Philosophie), eine weitere Profilierung der Angebote im Bereich Historische Musik (s.dazu Beitrag zum 1. Rothenfelser Tanzsymposium 2004 in diesem Heft) und Neustrukturierung der erfahrungsbezogenen Kurse ab 2005.

Besonders lädt der Burgrat ein zu einer aktuellen Tagung zur gegenwärtigen Geld- und Vertrauenskrise der Kirchen:

### ■ Tagungshinweis



**Kirche ohne Geld und ohne Vertrauen – was folgt nach McKinsey?**

Mit Magdalena Bogner (KFD), Prof. Dr. Rainer Bucher (Graz), Dr. Thomas von Mitschke (McKinsey), Theo Paul (Generalvikar Osnabrück), und vielen anderen

Vom 06. – 08. Februar 2004

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter [www.burg-rothenfels.de](http://www.burg-rothenfels.de)

## ■ Bundesverdienstkreuz für Dr. Meinulf Barbers

Im März 2005 wurde Dr. Meinulf Barbers mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Der Landrat des Rhein-Kreises Neuss skizzierte in seiner Laudatio den lang-

jährigen Einsatz des Geehrten im Quickborn und im BDKJ auch auf Bundesebene, in Diözesan- und Personalräten, im Landesvorstand des Philologenverbandes, als Leiter eines Gymnasiums, im Vorstand der Theohespers-Stiftung und in politischen Gremien und betonte besonders das Engagement des Geehrten als Vorsitzender der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels seit 1979 und vorher ab 1971 als Stellvertretender Vorsitzender. Der Landrat hob den besonderen Stellenwert der bundesweit bedeutenden Arbeit der Burg hervor und charakterisierte als außergewöhnlich, dass hier ein freier Träger seit 1919 – nur durch die Zeit der Enteignung unter dem Naziregime unterbrochen – die Burg trägt.

Dr. Meinulf Barbers,  
Rosemarie Richartz



# Morgenröte des Barock - Tanz im 17. Jahrhundert



Waren schon die vergangenen Jahre auf der Burg zunehmend reich an interessanten Angeboten im Bereich des Historischen Tanzes, so wird 2004 ein ganz besonderes Highlight setzen. Neben der seit über dreißig Jahren beliebten Herbstwoche für Musik und Tanz, einem Biedermeierwochenende, sowie Kursen für Einsteiger und wissenschaftlich orientierte Tänzer wird die Burg im kommenden Jahr das „1. Rothenfelser Tanzsymposium“ ausrichten.

Vor über einem Jahr wurde die Idee geboren, eine Konferenz für den deutschsprachigen Raum zu organisieren, die Theorie und Praxis miteinander verbindet, Wissenschaftlern ebenso zum Austausch dienen, wie den Tänzern neue Einsichten und Anregungen für die Arbeit in den Tanzgruppen geben kann. Eine Idee, die von den Fachkreisen überaus gut angenommen wurde, so daß wir nun ein beeindruckendes Konferenzprogramm präsentieren können. Zwanzig Referenten aus neun Nationen werden ihre Forschungsarbeiten in Vorträgen und Workshops vorstellen.

Das 17. Jahrhundert, jene Zeit des Übergangs von der Renaissancekultur zum Barock steht dabei im Mittelpunkt der Tagung. Erfreulich und spannend sind dabei die zahlreichen Querbezüge, die sich aus der Zusammenstellung des Programms ergeben.

Da wird ein Bogen gespannt von den Hochzeitsfeierlich-

keiten Friedrichs V. von der Pfalz und Elisabeth Stuart am Anfang des Jahrhunderts über die Tanzkultur am Hofe seines Gegenspielers, des bayerischen Kurfürsten Maximilians, wie sie sich um 1650 bei den Festen rund um die Hochzeit seines Sohnes darstellte, bis hin zum Braunschweiger Hof um 1700, dessen Tanzleben eine neu entdeckte Quelle des Maitre Hugo Bonnefond beleuchtet.

Andere Beiträge widmen sich der letzten Blüte des italienischen Tanzes und zeigen die neue Stilentwicklung in Frankreich auf. Wie der französische Stil sich in ganz Europa bis nach Schweden und Siebenbürgen durchsetzt, und selbst bestehende Tanzgattungen, wie Corrente, Zarabanda und Canario umformt, beleuchten weitere Vorträge.



Dazu noch reichlich Tanz in den Workshops, Tanzabenden und dem festlichen Ball - wem das noch nicht intensiv genug ist, der kann schon in den Tagen vor dem Symposium bei einem Seminar mit Ken Pierce, einem der führenden Barocktanzspezialisten der USA, in diese Epoche eintauchen. - Tanztage, die man so schnell nicht vergessen wird!



■ Markus Lehner

## ■ Tagungshinweise

**Prelude – Barocktanz**  
mit Ken Pierce  
vom 7. – 9. Juni 2004

1. Rothenfelser Tanzsymposium

**„Morgenröte des Barock“  
Tanz im 17. Jahrhundert**

Vom 9. – 15. Juni 2004

Info und Anmeldung über die Verwaltung  
der Burg Rothenfels  
oder unter [www.burg-rothenfels.de](http://www.burg-rothenfels.de)

# Für Sie vorgestellt Matti Goldschmidt



Matti Goldschmidt entstammt einer sog. Künstlerfamilie: der Vater als Dirigent und Komponist sowie die Mutter als ehemalige Schauspielerin. Der gebürtige Österreicher absolvierte in München sein Abitur, um danach einen 10-jährigen Aufenthalt in Israel zu beginnen. Neben dem Studium der Informatik und der Geschichte Islamischer Länder absolvierte er 1979 in Jerusalem den einjährigen „Ulpan“ (Ausbildung zum Tanzmeister für israelische Volkstänze) sowie 1985 an der Hebräischen Universität, ebenfalls in Jerusalem, einen einjährigen Didaktikkurs für internationale Volkstänze. U.a. ist er Mitglied in dem ge-

werkschafts-affilierten „Verband der Tanzmeister für israelische Tänze“ mit Sitz in Tel Aviv sowie Vorsitzender des Israelischen Tanzhauses (ITH) in München.

Bereits 1985 gab es in München Sommerferienkurse unter seiner Leitung. Ein regelmäßiges Kursprogramm für israelische Volkstänze wurde jedoch erst 1987 in Wellington während seines knapp einjährigen Aufenthaltes in Neuseeland aufgebaut. Seit Ende 1988 ist Matti wieder ohne nennenswerte Unterbrechung in Deutschland. Mit seinen wöchentlichen Kursen in München und gutbesuchten Workshops nicht nur im gesamten (neuen) Bundesgebiet Deutschlands und Österreichs, sondern auch im weiteren benachbarten Ausland (Frankreich, Italien, Tschechien, Kroatien), sowie Dank seiner ausgeprägten Landes-

und Sprachkenntnisse von Israel hat er sich zwischenzeitlich erfolgreich als echter Vertreter des israelischen Volkstanzes etabliert.



■ Seminarhinweis  
**Israelische Volkstänze**  
Mit Matti Goldschmidt  
vom 07.-09.Mai 2004

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels  
Oder unter [www. Burg-rothenfels.de](http://www.Burg-rothenfels.de)

## Buchtip



Benedikt Kranemann/Gotthard Fuchs/Joachim Hake (Hrsg.)

### Wiederkehr der Rituale

Zum Beispiel die Taufe

Ca. 150 Seiten mit ca. 5 Abb., Kart. / erscheint 2004

Ca. Euro 15/ca. sFr 25,90

ISBN 3-17-017600-5

Das Ritual ist tot, es lebe das Ritual. Die Kirche hat das Monopol auf die Rituale eingebüßt: Partizipationskrise und Ritualstarre sind geläufige Diagnosen. Allenthalben aber ist eine Wiederkehr der Rituale zu verzeichnen, eine Re-Ritualisierung der Gesellschaft. Angesichts der sog. „cultural performances“ ? Spiele, Zeremonien, Sportwettkämpfe, öffentliche Inszenierungen ? wird in den Kulturwissenschaften vom „performativ turn“ gesprochen: Die Gegenwartskultur wird vom „Performance-Modell“ dominiert.

Wie ist der gegenwärtige Funktionswandel des Rituals zu verstehen? Wie ist rituelle Kompetenz in liturgisches Handeln zu übersetzen? Wie verhalten sich Ritus und Inhalt der Tauf liturgie zueinander? Hubertus Lutterbach, Dorothea Sattler, Gotthard Fuchs, Paul Post, Helmut Hoping und Claudia Hofrichter interpretieren die Taufe vor dem Hintergrund der Wiederkehr der Rituale und eröffnen konkrete Perspektiven für die Ritualkompetenz künftiger christlicher Taufpastoral und Tauf liturgie.

## einige Seminartermine für das Jahr 2004

Datum	Tag.-Nr.	Titel	Referenten
09. - 11.01.04	C 401	Dance & Praise Liturgischer Tanz - Basisseminar	Barbara J. Lins
16. - 18.01.04	K 402	Ki, Kijutsu und Aikido Übungen zwischen Spannung und Entspannung	Franz Maurer, Karl Grunick, Karl-Heinz Pischke
30.1.-01.02.04	H 403	Tanzen wie der Sonnenkönig Barocktanz zum Kennenlernen	Beate Knobloch, Andrea Baur
06. - 08.02.04	A 404	Kirche ohne Geld und ohne Vertrauen. Was folgt nach McKinsey?	Prof. Dr. Rainer Bucher Dr. Thomas von Mitschke (McKinsey) Magdalena Bogner (Vors. des KFD) u.v.a.
11. - 13.02.04	A 405	Die Last des Lebens leichtern. Menschliche Schuld und christliche Feiern der Versöhnung 5. Rothenfelser Liturgietagung	Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Prof. Dr. Reinhard Meßner, Prof. Dr. Dorothea Sattler, Prof. Dr. Hanne Seitz Prof. Dr. Heribert Wahl
12. - 14.03.04	A 409	Im Islam leben und sterben wir alle. Goethe und der Islam	Prof. Dr. Katharina Mommsen Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel
25. - 25.04.04	A 414	Stellvertretung Autonomie und Fürsorge in der Praxis der Heilberufe	Prof. Dr. Michael Schmidt, Dr. Theda Rehbock, Alexander Ssewind, Dr. Rainer Wettreck

## zu Ihrer Information

Gerne senden wir Ihnen auf Anfrage weitere Jahres- und Einzelprogramme zu:

Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels am Main (bitte Rückporto beilegen)  
Tel.: 09393 / 99999, Fax: 99997  
e-mail: [verwaltung@burg-rothenfels.de](mailto:verwaltung@burg-rothenfels.de)

Mitglied des Vereins kann jeder Christ werden, der 18 Jahre alt ist und sich der Arbeit der Burg verantwortlich verbunden fühlt. Voraussetzung ist die Stellung zweier Bürgen, die schon drei Jahre lang Mitglied des Vereins sind.

Falls Sie Mitglied werden möchten, rufen Sie uns an: 09393 - 99994 oder 99999

JAHRESBEITRAG seit 2002 (Mindestbeitrag)

Mitglieder bis 29 Jahre	€ 20,—
Mitglieder	€ 40,—
Eheleute zusammen	€ 50,—

UNSER KONTO

Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.  
97851 Rothenfels

Konto-Nr.: 240 002 545  
Sparkasse Mainfranken BLZ 790 500 00

Spenden und Beiträge sind steuerlich abzugsfähig. Bei Beiträgen von mehr als 100 Euro erhalten Sie am Anfang des nächsten Jahres unaufgefordert eine Spendenbescheinigung zugesandt. Für Beträge bis 100 Euro genügt zur Vorlage beim Finanzamt der von der Bank abgestempelte Durchschlag Ihres Einzahlungsbeleges. Zahlungsvordrucke liegen jeweils den Burgbriefen 1 und 2 bei. Bitte vergessen Sie nicht, Ihren Absender anzugeben.

Herzlichen Dank!

Hinweis für Ihr Finanzamt:

Die Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. ist nach dem letzten ihr zugegangenen Körperschaftssteuerbescheid des Finanzamtes Lohr am Main für 2001 vom 26.09.2002 als ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken dienend anerkannt. (Förderung der Jugend- und Altenhilfe sowie Förderung der Erziehung und Bildung) und ist nach § 5 Abs 1 Nr. 9 des Körperschaftssteuergesetzes von der Körperschaftssteuer befreit. (Steuer-Nr. 231/111/50001)